

Übersetzen^{01/10}

Würdigungen

- Münchener Übersetzerpreis an Rudolf Hermstein 1
Dichten und Übersetzen: Gisela Krafts poetische Wanderungen 2
Übersetzerpreis der Kulturstiftung Erlangen an Barbara Köhler
und Ulf Stolterfoht für die Übersetzung von Gertrude Stein 3
Internationaler Literaturpreis an Friederike Meltendorf und Daniel Alarcón 5
Reiner-Kunze-Preis an Thomas Eichhorn 6
C.H. Beck-Übersetzerpreis für Christa Krüger 7

Veranstaltungen

- Beim Erklimmen des Turms: Uwe Tellkamp kommt
nach Straelen – seine 11 Übersetzer auch 8
Tempus-Seminar im Literarischen Colloquium 9
Drama Panorama: Internationales Forum für Theater und Übersetzung in Berlin 9
»Mal ausprobieren: Theater übersetzen« 10
Symposium in Chicago anlässlich der Verleihung des Helen and Kurt Wolff Prize 2009 10
Vom Übersetzen und Nachdichten: 13. Deutsch-Französische
Autorenbegegnung/Übersetzerwerkstatt Nord-Süd-Passage 11

Ausbildung

- Literarisches Übersetzen an der Universität Tübingen: »Textabdrücke« 11
Das Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie an der Universität Leipzig 12
Mit einem Schritte-Stipendium am LCB 13

Nachrufe

- Fritz Vogelgsang (1930–2009) 14

Rezensionen

- Irène Kuhn: Antoine Bermans »produktive« Übersetzungskritik 15
Douglas P. Lyle: CSI-Forensik für Dummies 16
Dietmar Hertel/Felix Mayer (Hg.): Diesseits von Babel. Vom Metier des Übersetzens 16

Umschlag: Wolf Harranths PC-Rubrik

WÜRDIGUNGEN

Helmut Frielinghaus

MÜNCHENER ÜBERSETZERPREIS AN RUDOLF HERMSTEIN

Verleihung in der Landeshauptstadt München, 16. Juni 2009

Was ich hier in der Hand halte, bezeichnet man in der Verlagsbranche respektlos als »Ziegelstein«. Man kann Bücher aufblähen – große Buchstaben, wenig Text auf der Seite – und sie so künstlich zu »Ziegelsteinen« machen. Das ist hier nicht passiert – ganz im Gegenteil: In diesem Buch steht ungewöhnlich viel auf jeder Seite, die Schrift ist klein, sonst hätte dieses Tausend-Seiten-Buch glatt zwei veritable Ziegelsteine ergeben.

Kunstvoll gebändigte Umgangssprache

Das Buch hat den Titel *Die älteste noch lebende Rebellenwitwe erzählt*. Geschrieben ist es von dem amerikanischen Schriftsteller Allan Gurganus. Ich habe mir im Internet Rezensionen angesehen. Die deutschen Kritiker rühmten das Buch, den Autor. Einer schrieb: »So gut erzählt, wie schon lange kein Buch mehr.« Ein deutscher Leser schrieb: »Es erzählt eine herausragende Lebensgeschichte in einer einfachen schönen Sprache.«

Die »einfache schöne Sprache« ist – das kann man in den Rezensionen nicht lesen – Rudolf Hermstein zu verdanken, es ist die Sprache, in die er die Sprache des Originals umgegossen hat. Es ist die Sprache, die deutschsprachige Leserinnen und Leser bezaubert und durch den Wälzer trägt. Das Besondere ist – hoher Reiz für die Leser, große Schwierigkeit für den Übersetzer –, dass dieser ganze ausufernde amerikanische Südstaaten-Roman in gesprochener Sprache geschrieben ist. Die Rebellenwitwe, am Ende ihres Lebens angekommen, aber immer noch munter, ein Urviech, erzählt einem Besucher ihre Geschichte und die ihres Mannes, eines Bürgerkriegsveteranen. Die kunstvoll gebändigte Umgangssprache, die Rudolf Hermstein gewählt und durchgehalten hat, farbig, auch drastisch, schnodderig, reich an Nuancen, niemals zu dick aufgetragen, niemals nervend, immer so, dass man sie als gesprochene Sprache empfindet, die Erzählerin hört, ist das, was dem Buch, der Geschichte ihren starken, unwiderstehlichen Sog verleiht.

Verweilen wir noch einen Moment bei dieser Übersetzung, die Rudolf Hermstein als sein »maximum opus« bezeichnet. »Ich habe«, schrieb er mir auf meine Frage, »zwanzig Monate dafür gebraucht und die auf drei Kalenderjahre verteilt. In der verbleibenden Zeit habe ich gut bezahlte andere Sachen gemacht – die Honorare haben gerade mal für zehn Monate gereicht –, ich hab das Buch also mit einem Jahr unbezahlter Arbeit subventioniert.« Halten wir uns das einen Moment vor Augen: Der Übersetzer, der das Buch mag, es sorgfältig und gut übersetzen will, beginnt mit der Arbeit, stellt fest, dass er mit dem Honorar nicht zurechtkommt, und erledigt zwischendurch, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, andere, einträglichere Arbeiten – Brotarbeiten. Ein bestürzender Vorgang. Trotzdem, auch unter solchermaßen erschwerten Bedingungen entsteht eine erstaunliche, herausragende Übersetzung, der man anmerkt, der die Jury angemerkt hat, dass sie mit Sachverstand wie auch mit großer Geduld und mit Liebe gemacht ist.

Angesichts des Umfangs musste ich an den Langstreckenläufer denken, der seinen Lauf, einen Lauf über große Distanzen, plant, die Zeit, die er brauchen wird, kalkuliert, sein Vorankommen kontrolliert, seinen Stil wenn nötig korrigiert und sich während seines Laufs unablässig um dieses geheimnisvolle Gleichmaß bemüht, das ihn, auch über unerwartete, aufhaltsame Widrigkeiten hinweg, mit einer bestimmten Geschmeidigkeit und Eleganz zum Ziel trägt. In Alan Sillitoes Erzählung *Die Einsamkeit des Langstreckenläufers* spricht der Held davon, wie

ihm bei einem frühmorgendlichen Lauf der Gedanke kommt, »dass ein jeder solcher Lauf ein Leben für sich ist ... ein Leben voller Elend und Glück und voller Ereignisse«. Denn das ist das andere – das Glück.

Bei einer Zigarette das Zauberwort finden

Übersetzer sind in der Regel nicht einsam, sie tauschen sich schneller, bereitwilliger und offener über ihre Arbeit aus, als Schriftsteller das tun, die zu Eifersucht neigen und einander Erfolge neiden. Aber in Einsamkeit muss der Übersetzer am Ende doch die unzähligen Entscheidungen fällen, die beim Übersetzen ständig getroffen werden müssen. Immer gibt es mehrere Möglichkeiten, ein Wort zu übersetzen, ein übersetzerisches Problem zu lösen, einen Satz zu gestalten – lauter Möglichkeiten, unter denen gewählt werden muss. Aber wenn es dem Übersetzer denn wirklich ernst ist, sucht er angesichts der verunsichernden Zahl der Variationen nach jener *einen* Lösung, von der er weiß, dass es sie gibt. Er hat sie vielleicht sogar schon im Ohr, obwohl sie sich nicht gleich einstellen will. Vielleicht kommt sie in einem unbedachten Moment zum Vorschein, bei einer Zigarette, beim Gang zum Bad, auf dem Weg zum Briefkasten.

Aber, wenn sie dann gefunden ist, erweist sie sich vielleicht, wenn der Übersetzer Glück hat, als die ideale Lösung, als das, was Eichendorff das »Zauberwort« nannte, das Zauberwort, das etwas zum Singen und Klingen bringt – ein ernster, erstaunlicher Vorgang, der nichts mit dem Eichendorffs Zeilen banalisierenden, von Pfadfindern gesungenen Kanon zu tun hat. Einfacher ausgedrückt: Wenn die wesentlichen, die einsamen Schritte glücken, entsteht Sprache, ein literarisches, ein dichterisches Werk, eine angemessene Übersetzung, ein sprachliches Kunstwerk.

Rudolf Hermstein, der professionelle Übersetzer schlechthin, sieht das alles, glaube ich, viel nüchterner als ich. Auf meine Frage, wie er damit fertig werde, wenn ihn ein Buch, ein Autor nerve, antwortete er lakonisch: »Autoren nerven mich immer. Auch wenn mir das Buch eigentlich sehr gut gefällt. Ein gutes Gefühl stellt sich immer erst ein, wenn die Übersetzung mehr oder weniger fertig ist.«

Intensiver gelebt

Mit viel Einfühlungsvermögen hat Hermstein einen anderen Brocken übersetzt: *Zen und die Kunst, ein Motorrad zu warten* von Robert M. Pirsig, ein Bestseller, der in den siebziger Jahren, in der Zeit der großen Aufbrüche kam. Ein Kultbuch, wie man heute sagt. Nein, ihm sei das Buch nicht über geworden: »Ich bin in der Arbeit aufgegangen und hab in der Zeit, wie später bei Gurganus, viel intensiver gelebt – im Kopf.« Ich kenne Übersetzer, die während der Arbeit ihren Autor verfluchen, aber, wenn die Arbeit getan ist, ihn verteidigen wie die Löwin ihre Jungen.

Nüchterne Professionalität schließt Poesie nicht aus. Rudolf Hermstein übersetzte vor zwanzig Jahren eine unvollendete Erzählung von William Faulkner. Der von Faulkner 1926 niedergeschriebene, also ganz frühe Text endet mit einem poetischen Bild, das den Herausgeber des Bändchens an die frühe Lyrik des amerikanischen Dichters William Faulkner erinnerte. In Rudolf Hermsteins Sprache, die hier, könnte ich sagen, den Novellistischen »Geheimniszustand« erreicht, liest sich die Passage so:

»Doch nach dem Abendessen trat man in eine andere Welt hinaus. Eine Welt lilafarbenen Friedens, in der Varners Laden und die Schmiede wie versunkene Wracks in den stillen vergessenen Höhlungen der See anmuteten. Kein Laut, keine Bewegung; keine Flut, an ihren schlafenden Gebeinen zu rühren. Und doch war es noch nicht vollends Nacht. Der Westen war grün und hoch und ohne Tiefe, wie eine Glasscheibe, durch die etwas, was kein Licht war, diffus hindurch sickerte, von nirgendwoher kommend, wie der Klang einer Orgel. – Suratts Wagen stand vor dem Haus.«

Faulkner-Leser fühlen sich an *Schall und Wahn* erinnert oder, stärker noch, an *Licht im August*.

Ringens um die zweite Sprache

Rudolf Hermstein arbeitet seit 1971 als freiberuflicher Übersetzer. In der Liste der von ihm übersetzten Bücher stoßen wir auf viele große Namen der angelsächsischen Literatur, darunter auch auf Autoren, die wie Salman Rushdie oder Amitav Gosh im Zuge der großen Wanderbewegungen des 20. Jahrhunderts nach England oder Amerika gekommen sind und seither auf Englisch schreiben. Einer von ihnen ist Aleksander Hemon, der 1964 in Sarajewo geboren wurde, seit 1992 in Chicago lebt und acht Jahre später sein erstes in englischer Sprache geschriebenes Buch veröffentlichte. Was an den aus Osteuropa stammenden Autoren auffällt, was sie gemeinsam haben, ist die Besessenheit und die scheinbare Leichtigkeit, mit der sie sich die neue Sprache aneignen, sie zu ihrer Sprache machen, und ihr Bemühen, sie schreibend brillant zu nutzen – ein immer wieder überraschender Prozess, den wir bei Vladimir Nabokov beobachten konnten. Oft sind die von Autoren in ihrer zweiten Sprache geschriebenen Bücher trotz oder gerade wegen ihrer sprachlichen Eigenart, dieser besonderen Art der Sprachkunst, besonders schwer zu übersetzen.

Das Ringens um die perfekte Beherrschung der zweiten Sprache spüren wir auch bei Aleksander Hemon. In dem kürzlich auf Deutsch erschienenen, von Rudolf Hermstein übersetzten Roman *Lazarus*, in dem zwei Freunde der osteuropäischen Herkunft eines vor langen Jahren in Chicago ermordeten Einwanderers nachspüren, versucht der Autor, die verlorene Heimat und das neue Zuhause für sich zusammenzubringen. In der Übersetzung von Rudolf Hermstein liest sich diese Spurensuche wie ein literarischer Kriminalroman. Deshalb erwähne ich, dass Hermstein auch einen echten Krimi von Agatha Christie übersetzt hat.

John Updike hat erzählt, wie er einmal beim Lesen eines Spionage-Romans plötzlich in eine frühere Identität eintauchte: »die des vierzehnjährigen Jungen, der auf einem roten Korbsofa in Pennsylvania lag, Erdnuss-Rosinen-Sandwiches aß (eine Delikatesse bei uns) und einen Krimi nach dem andern verschlang ...« Damit sind wir beim Glück des Lesens, beim Glück der Lesenden angekommen – der Lesenden, die in unserem Land mehr ins Deutsche übersetzte als auf Deutsch geschriebene Bücher verschlingen, ohne etwas von der Arbeit der Übersetzer zu ahnen. Gelegenheiten indessen wie die heutige Verleihung des Übersetzerpreises der Landeshauptstadt München an Rudolf Hermstein lenken Scheinwerferlicht auf die Übersetzer und ihre Kunst.

Stefan Reichmuth

DICHTEN UND ÜBERSETZEN GISELA KRAFTS POETISCHE WANDERUNGEN

Wieland-Preis-Laudatio, 6. Oktober 2009, gekürzte Fassung

*Manch einer weiß die Namen der Sterne auswendig
ich jene der Sehnsucht*

Dieser Vers aus Nâzım Hikmets »Lebenslauf«-Gedicht liefert den Titel der Nachdichtungen, für die Gisela Kraft geehrt wird. Das Gedicht ist eine lakonische Bestandsaufnahme von Nâzım Hikmets bewegtem Leben. Er schrieb es in Ostberlin, nur zwei Jahre vor seinem Tod in Moskau. Ihm geht es darin nicht um eine nostalgische Überhöhung des Exils, der persönlichen Brüche und der politischen Enttäuschungen, die er erfahren musste. Erkennbar wird eher ein ruhiger Blick auf die utopischen Qualitäten des Lebens, die das eigene Streben in Erfolg und Scheitern durchdringen und übersteigen. Die Auswahl der übertragenen Gedichte lässt diesen Nâzım Hikmet gegen-

über seinen herkömmlichen ideologischen Vereinnahmungen deutlicher hervortreten. Freilich bleiben kosmisches Einheitsbewusstsein und soziale Utopie in seinen epischen Menschenschilderungen auch sonst immer verschränkt.

Arbeit an deutschen Verhältnissen

Die Arbeit an Nâzım Hikmet hat Gisela Kraft bekanntlich schon lange begleitet. Sie war es nicht zuletzt, die sie 1984 zur Übersiedlung nach Ostberlin bewog. Fast 20 Jahre nach der Wende konnten ihre Nachdichtungen in neuer Überarbeitung erscheinen und finden nunmehr ihre lang verdiente Anerkennung. Zwei ineinander verschlungene poetische Wanderungen, eine deutsch-türkische und eine deutsch-deutsche, kommen heute zu einem gemeinsamen Ziel. Wie hängen diese Wanderungen zusammen? Was hat ein türkischer Dichter mit der poetischen Arbeit an deutschen Verhältnissen zu tun?



Von links nach rechts: Dr. Stefan Reichmuth, Dr. Jörg Riedlbauer, Kulturdezernent der Stadt Biberach, Dr. Gisela Kraft, Susanne Höbel, Dr. Veit Steinle, Abteilungsleiter im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg
Foto © Hans Heckel

Gisela Krafts eigene Dichtung lebte und entwickelte sich seit den siebziger Jahren in beständiger Auseinandersetzung mit ihren Türkei-Erfahrungen und mit der türkischen Literatur. Vieles davon hat in ihren Gedichten seinen Niederschlag gefunden. In ihren Erinnerungen wird man hoffentlich bald nachlesen können, wie die Besuche in Istanbul und die Reisen vom Bosphorus bis zum Ararat ihr Leben und ihre Sicht darauf veränderten. Die geschmiedeten Arabesken der Moscheelampen, die schwingende Ordnung im Raumerlebnis der großen Istanbuler Moscheen gehörten ebenso zu diesen prägenden Erfahrungen wie das prähistorische Kleinasien mit seinen Muttergottheiten und das bäuerliche Anatolien, das sich damals seinerseits im Aufbruch befand und viele seiner Söhne als Arbeiter nach Deutschland schickte.

Studien der Islamwissenschaft und der Vorderasiatischen Altertumskunde an der FU Berlin vertieften die Auseinandersetzung mit dem Islam, mit der Republik Türkei und ihrem osmanischen Erbe, und mit dem Alten Orient. Die tiefe politische Spaltung der türkischen Gesellschaft in Rechts und Links in jenen Jahren war freilich unübersehbar; sie reichte hinein bis in die wachsende türkische Diaspora in Berlin. An dieser Spaltung arbeitete sich auch die Berliner Reisende ab und trug diese Arbeit in ihre Studien wie in ihre eigene Dichtung hinein. In Berlin selbst gewann sie Anschluss an eine zunehmend multikulturelle Literaten- und Künstlerszene und fand dort als Übersetzerin und Dichterin ihre unverwechselbare Stimme: die einer humanistischen Linken, die sich geläufigen Zuordnungen und Lagerbildungen immer wieder entzog.

Auf dem Weg zur poetischen Utopie

Geist, Natur und Geschichte bilden für Gisela Kraft eine Einheit, und sie selbst ist unbeirrbar auf ihrem eigenen Weg der poetischen Utopie geblieben. Dies erklärt nicht nur ihre Affinität zu

Nâzım Hikmet, dessen Epos von Scheich Bedreddin sie erstmals 1977 in einem Ausstellungs-Katalog herausbrachte. Auch weitere türkische Dichter sind hier zu nennen, deren Werke sie über lange Zeit begleitet haben und bei denen sich ähnliche Wahlverwandtschaften finden lassen: der erst vor einem Jahr verstorbene große türkische Lyriker Fazıl Hüsnü Dağlarca, der mittelalterliche Mystiker Yunus Emre und der schiitische Barde und Märtyrer des 16. Jahrhunderts, Pir Sultan Abdal.

Dağlarcas dichterisches Werk bildete den Gegenstand von Gisela Krafts Dissertation, die sie 1978 abschloss. Sie trägt den Titel *Fazıl Hüsnü Dağlarca – Weltschöpfung und Tiersymbolik*. An ihr lässt sich ablesen, wie sie ihren Zugang zum Motivkanon der modernen türkischen Poesie entwickelt und für ihre eigene Arbeit fruchtbar macht. Dağlarca schuf seit den vierziger Jahren einen sehr persönlichen poetischen Kosmos, in dem eine Fülle von Tiergestalten den Menschen begleitet. Pferd und Vogel, Rind und Schaf dienen diesem Dichter als Symbole für eine allseits belebte und beseelte Welt und für die archetypischen Beziehungen des Menschen zu Land und Gemeinschaft, denen er in Liebe, Kampf und alltäglichem Leid bis hin zum politischen Protest verbunden ist. In dieser dichterischen Welt bilden die Tiere die symbolische Brücke zwischen Innen und Außen. Das hat auch Gisela Krafts eigene Poesie bereichert.

Nach dem erfolgreichen Abschluss der Dissertation war sie (1978–1983) als Mitarbeiterin am Institut für Islamwissenschaft an der FU Berlin tätig. Zugleich entfaltete sie eine rege künstlerische Arbeit in Berlin, nicht zuletzt in Kooperation mit der Schaubühne und ihrem Türkischen Ensemble, das von 1979 bis 1984 bestand. In diesem Rahmen lieferte sie 1981 eine Sammlung von Gedichten von Yunus Emre und Pir Sultan Abdal für eine Aufführung am Halleschen Ufer. Beide Klassiker der türkischen Volksdichtung sind im religiösen wie im laizistischen Milieu in der Türkei populär geblieben. Ihre eingängigen, bis heute verständlichen Verse verbinden die Beschwörung von Gottesliebe und Heilserwartung mit der ganzen Spannweite menschlicher Erfahrung zwischen Hoffnung und Leid.

Der Mauer-Diwan

Gisela Krafts eigene Poesie aus den frühen achtziger Jahren versetzt die türkischen Volkssänger und Heiligen wie Yunus Emre und Hadschi Bektasch aber auch die altanatolische Muttergottheit Kybele in die türkische Migrantenwelt. In ihrem *Mauer-Diwan*, der in dieser Zeit erschien, wird dann auch Berlin selbst zunehmend zum Thema, und es ist wohl bezeichnend, dass sich diese Hinwendung geradezu zwanglos aus der multikulturellen Erfahrung ergab. *Neuberlinisch in sieben Sprachen* war eines ihrer Projekte in der Theatermanufaktur Berlin. Der Dokumentationsband präsentiert Gedichte und Kurzprosa von »zwanzig in- und ausländischen Berlinern«, wie sie das nannte. Die Stadt war zu einem Ort geworden, an dem die alten fest gemauerten Grenzen in ein neues, weitläufiges Gefüge gerieten, das die ganze Welt einbezog. Der *Mauer-Diwan* umkreist dieses neue Berlin-Gefühl. Ebenfalls in dieser Zeit entstand die Satire von der *Häschen Schule*. Junge Hasen werden hier, frei nach Fritz Koch-Gotha, von ihrem Lehrer in das bescheidene, aber friedliche Leben auf dem Grenzstreifen in der Mitte Berlins eingewiesen. Ironisch zieht die Autorin die Register der anatolischen Tiermythologie, im Blick auf das Brandenburger Tor und die vier Pferde der Quadriga.

Auseinandersetzung mit Nâzım Hikmet

Die persönliche und berufliche Neuorientierung erhielt durch die Arbeit am Werk von Nâzım Hikmet eine ganz neue Richtung. Das Angebot einer Publikation beim Aufbau Verlag ermöglichte es Gisela Kraft, das Epos von Bedreddin und andere epische Texte Hikmets in Ostberlin zu publizieren. Außerhalb der DDR waren die Publikationsrechte durch einen konkurrierenden türkischen Verlag nachträglich blockiert worden. Die Herabsetzung, die sie durch eine Kampagne der Konkurrenten erfuhr,

bestärkte sie in ihrer Zusammenarbeit mit Ostberliner Verlagen, bei denen auch der Auswahlband *Brot und Taube* mit Gedichten Dağlarcas erschien. In dieser Zeit reifte dann auch ihr Entschluss, ganz in den Osten der Stadt überzusiedeln. Seit 1997 lebt sie in Weimar.

Die Auseinandersetzung mit Nâzım Hikmet hat mit den *Namen der Sehnsucht* einen neuen Höhepunkt gefunden. Hatte sich Gisela Kraft bisher auf Hikmets epische Dichtungen und auf die Theaterstücke konzentriert, so folgt der neue Auswahlband den Stadien seiner Biographie und wirft damit Schlaglichter auf die ungeheuren formalen Entwicklungen in seinem Lebenswerk. Er erscheint im Rückblick noch ungeheurerlicher. Es gibt wohl kaum Gedichte, die den tief greifenden Umbruch nach dem ersten Weltkrieg plastischer zum Ausdruck bringen als Hikmets *Pupillen der Hungernden*. Hier führt er die Hungerkatastrophen im Russland jener Jahre in dramatischen Stenogrammen vor Augen, die den Autor wie den Leser in die Solidarität zwingen. Die Knappheit, Kühnheit und Dringlichkeit der Sprache, die Gisela Kraft einmal an den alten türkischen Volksdichtern ausgemacht hat, kann man ebenfalls bei Nâzım Hikmet finden, aber auch in ihren eigenen Dichtungen und Nachdichtungen. Ebenfalls gemeinsam bleibt die menschliche Grundhaltung und dass die humanistische Utopie ihre kosmische Dimension verteidigt. Die Auseinandersetzung mit Nâzım Hikmet hat Gisela Kraft von Anfang an begleitet und auch ihre eigenen epischen Stil sprachlich und formal bereichert.

Anm. der Red.: Kurz vor Redaktionsschluss wurde bekannt, dass Gisela Kraft am 5. Januar 2010 im Alter von 73 Jahren starb. Ein Nachruf folgt in einem der nächsten Hefte.

Benedikt Ledebur

ÜBERSETZERPREIS DER KULTURSTIFTUNG ERLANGEN AN BARBARA KÖHLER UND ULF STOLTERFOHT FÜR DIE ÜBERSETZUNG VON GERTRUDE STEIN

Die geistige Wiedererschaffung als Fortleben des Originals, 27. August 2009, gekürzte Fassung

Price a price is not in language, it is not in custom, it is not in praise.

Einen preis preisen kommt nicht zur sprache, es kommt nicht zur sache, kommt nicht zu lobpreis.

(Stein: Tender Buttons in der Übersetzung von Köhler)

Gertrude Stein, von einem Interviewer mit Klagen über die Unverständlichkeit ihres Stücks *Four Saints in Three Acts* konfrontiert (1934, auf ihrer einzigen Reise zurück nach Amerika), antwortete diesem: »... I mean by understanding enjoyment. If you go to a football game you don't have to understand it in any way except the football way and all you have to do with *Four Saints* is to enjoy it in the *Four Saints* way.« Wenn nicht alles, so ist damit viel zur Übersetzbarkeit ihrer Werke gesagt, denn mehr als *Idee* oder *Bedeutung* legt *enjoyment* – *Genießen* – den Akzent auf das Prozesshafte, die zeitliche Dimension, auf Verstehen als Erfahren, *Spiel* ist ein Hinweis darauf, daß es verbindliche Regeln gibt, deren Logik auch durch assoziative, rhythmische oder lautabhängige Folgen begründet werden kann, und die Beschränkung auf *Four Saints* macht deutlich, daß solche Regeln nur ein bestimmtes Stück lang Gültigkeit haben können. Gertrude Stein hat beim Schreiben einfache, funktionale Wörter, wie sie in Gesprächen vorkommen, bevorzugt, und so ist, auch wenn man von zweckgerichteter Selektion absieht, das Glück vielleicht wahrscheinlich, daß sich das im Interview-Zitat dreimal vorkommende Wort *way* im Titel des von Ulf Stolterfoht übersetzten Langgedichts *Winning His Way* wiederfindet und in diesem Zusammenhang so verstanden werden kann, dass im Ästhetischen der Unterschied zwischen

der Art, wie man ein Fußballspiel genießt, und der Art, »wie man seine art gewinnt«, geringer ist als gemeinhin angenommen wird. Doch angemessenes Genießen des Vorgeführten setzt nicht nur Kenntnis von Regeln und Kategorien voraus, sondern wie beim Spiel, das, um gewonnen zu werden, auf den ganzen Einsatz der Spieler angewiesen ist, verlangt Genießen von künstlerischen Erzeugnissen nach Einbeziehen der ganzen Persönlichkeit.



Ulf Stolterfoht und Barbara Köhler

Foto © Erich Malter

Versuche, aus den Fahrriellen zu springen

In den natürlichen Sprachen stellen Grammatiken die Regeln auf, doch post factum sind sie schließlich verallgemeinernde Markierung und Auflistung der eingefahrenen Wege. Stein in *How to Write*: »A grammar has been called a list of what is to be done with.« Nicht Idiosynkrasien sondern bewusste Versuche, aus den Fahrriellen zu springen, was oft wiederholtes Anfahren und Gegenlenken verlangt, sind also Gertrude Steins Abweichungen und postulierte Abneigungen gegen bestimmte Interpunktionen, z.B. Fragezeichen, und gegen bestimmte Wortarten, wie Substantive oder Namen, und ihre Bevorzugung anderer, wie Pronomen, die der Ansicht entspringt, daß nur mit dem Allgemeinsten möglich ist, etwas Besonderes zu sagen. Wenn also Barbara Köhler mit der Verbalform *Tender Buttons* zu *Zarte knöpft* verzeitlicht, geschieht das in der Art Steins, und wenn Ulf Stolterfoht nicht »seinen Weg machen« wählt, sondern in seiner Verknüpfung die Entsprechung zum ersten Wort im Englischen das letzte im Deutschen sein läßt und trotzdem den Anfangslaut *Wi* beibehält, folgt er Stein, die bewußtes, neuartiges Setzen und die daraus resultierenden Sätze gegen formelhafte Redewendungen in Stellung gebracht hat. Grammatik heißt für Gertrude Stein Kompositionsregeln für Wortfolgen, deren Tonalität, sprich Satzbauweisen, sich Gewohnheit und Lebensform verdankt und veränderbar ist. »Is there grammar in a title. There is grammar in a title. Thank you.«

Die hohe Organisation besteht bei Steins Texten unter anderem in kontinuierlichen, oft minimalen Variationen ihrer syntaktischen und parataktischen Konstellationen, die der oberflächlichen Wahrnehmung, die den prozedural strukturierenden Effekt ignoriert, wie redundante Wiederholungen vorkommen können; der Rede vom vollständigen Kapfen der semantischen Bindungen haftet angesichts sprachlicher Konditionierungen immer etwas von einer literarischen Utopie an, doch sind es genau diese Bindungen nach denen sich gute Übersetzung nicht richten darf, was beim Übersetzen von Texten Steins, die von vornherein darauf angelegt sind, solche Bindungen zu stören und zu lösen, sowohl Erleichterung wie Gefahr bedeutet – *just a word* und *mot juste* –, unabhängig von den speziellen Schwierigkeiten, die im Deutschen entstehen, wenn z.B. Beugungen Wortambiguitäten zur Eindeutigkeit zwingen.

Momente des Denkens und Fühlens in Balance bringen

Mit einer Variation eines Aufsatztitels Heinrich von Kleists könnte man Steins Schreibmethode, die das Neuschreiben

nachträglichem Korrigieren, Einfügen und Ausstreichen vorzog, *allmähliches Verfertigen der Gedanken beim Schreiben* nennen. »The few who make writing as it is made.« Es geht ihr nicht um das *Nachdenken über* oder um Belehrung, sondern um das Darstellen des lebendigen Gedankens selbst. In ihrem Hauptwerk, dem tausendseitigen *The Making of Americans*, das den Zeitraum von Generationen durchmessen will, experimentiert Stein mit Sätzen und Absätzen, die sich über Seiten erstrecken, oder sie zerhackt Sätze wie in *Winning His Way*, immer mit dem Ziel, die Momente des Denkens und Fühlens in Balance zu bringen und syntaktisch modulierend in ein *continuous present* zu überführen, einen Begriff, den sie sich aus den kognitiven Theorien ihres Lehrers William James angeeignet hatte und den sie als Schreibtechnik mit den auf Zelluloidstreifen festgehaltenen, sich kontinuierlich verändernden Kamerabildern der aufkommenden Filmkunst verglichen hat. Im Porträt der Flamencotänzerin *Susie Asado* sind die Worte »swéet swéet swéet swéet tea / Súsie Asádo« vor allem Träger des Rhythmus, der unter der Oberfläche des Tee-Einschenkens den Takten des Tanzes nachstellt. Sprachliche Referenz soll hier nichts Einheitliches bezeichnen, sondern Spannung zu dem in referenzloser Struktur Dargestellten erzeugen. Steins Worte suchen in den *Portraits*, die sie von Personen und in *Tender Buttons* von *Objects*, *Food* und *Rooms* herstellt, die Abstraktion, den direkten, metaphernfreien Ansatz, da sich die Komplexität des Dargestellten in Laut, Rhythmus und Schriftbild als sprachmaterielle Muster niederschlagen soll, sie suchen Abstraktion also nicht, um ihren Gegenstand zu verlieren und sich selbst zu feiern, sondern weil sie die – auch zeitliche – Substanz ihres Gegenstands in der Multiplikation der Wahrnehmungsmomente gewinnen wollen. Abstraktion setzt sich bei Stein durch mutationsreiche Konkretheit von flüssigem Stil und rhetorischen Begriffsfiguren ab. In einem früheren Wortporträt *If I told him* (1923) ihres Portraitisten Picasso kann der Name *Napoleon* als für den Ruhm stehend verstanden werden: »I judge judge. / As a resemblance to him. / Who comes first. Napoleon the first«. *Winning his Way* verzichtet beim Thematisieren auf jede noch so minimale rhetorische Verzögerung und bringt ganz unverschämt und vor allem im eigenen Erleben reflektiert *Ruhm* und *Freundschaft* ständig direkt zur Sprache.

Auch wenn unterschiedliche Macharten und Regeln bzw. Regelverstöße nach unterschiedlichen Übersetzungsmethoden verlangen, lassen sich in den Übersetzungen Köhlers und Stolterfohts Unterschiede im Vorgehen genauso entdecken wie Gemeinsamkeiten. Das Spiel mit Worttrennungen, die einen Hintersinn (und die Ebene der Morpheme) ins Spiel bringen, läßt sich naturgemäß in beiden Übersetzungen finden, bei Köhler etwa, wenn *not accomplishing* sich zu kontradiktorischer Stofflichkeit verdinglicht: »Und dann das entfalten das nicht voll enden war«, was nicht voll Enden ist, könnte – am Webstuhl oder bei etwas, das nur ein Ende haben darf – vollendet sein; bei Stolterfoht wird, begünstigt durch den abundanten Einsatz von Punkten, beim Übersetzen von *In. Addition*. im Deutschen durch Weglassen einer Silbe und alliterativ angereichert ein grammatikalischer Zusatz ergattert: »ruhm ist. was sie. hinterlassen. zuzüglich. zu. satz.«

Anspielungen auf Nahrung, Einrichtung, Kleidung und Liebesrituale sind in *Tender Buttons* ineinander verwebt. Für die Güte der Übersetzung Barbara Köhlers spricht die Bescheidenheit, mit der sie im reflexionstiefen Nachwort *MIT EIGENEN WORTEN* betont, nur bestimmte Aspekte oder Verknüpfungen des Textes hervorgehoben zu haben: »die zeitform dieser texte ist präsens, nicht perfekt. Vollenden lässt sich hier nichts, und das soll keine entschuldigung sein, eher ein – anfallsweise desperater – lobpreis eines lebendigen textes, der immer neue, eigne sichten zu öffnen vermag. Da liesse sich zb eine übersetzung unternehmen, die den blickwinkel hin auf sexuelle konnotationen stärker betont (aber – *covering* – anzüglich eher als enthüllend) oder/und eine, die Steins sprachartistik mehr würdigt, als mir das möglich ist ...« Dass sie mit der letzten

Feststellung in ihrer Bescheidenheit zu weit geht, lässt sich an Köhlers Übersetzung leicht zeigen, z.B. wenn sie »It certainly showed no obligation and perhaps if borrowing is not natural there is some use in giving.« übersetzt mit: »Gewiss bewies das keine verpflichtet und vielleicht falls borgen nicht angeborn ist ergibt geben einen sinn.« Wie *rat* zu *verrat* werden kann (traduttore - traditore!) wird hier *pflcht* zu *verpflicht*, doch lässt sich diese Neuschöpfung gemeinsam mit dem folgenden Bindewort *verpflicht und* immer noch als *verpflichtung* hören, während *angeboren* den Großteil seiner Buchstaben von *borgen* borgt.

Das gleiche wie verduften heißt das nicht

Dieses Spiel der Zeichen setzt sich in der darauf folgenden Übersetzung von *a substance in a cushion*. – *Ein gehaltvolles Kissen* fort: »The change of color is likely and a difference a very little difference is prepared.« – »Changieren der farbe ist wahrschein und unterschiedlicht ein klitzeklein unterscheid steht bereit.« Das verkürzte *wahrschein* wird in dem *unterschied* angehängten *licht* fortgeführt, das zugleich den kleinen Unterschied zu *unterscheid* markiert, dem wie dem *verpflicht* die Silbe *ung* fehlt. Auch wenn *Tender Buttons* mehr als *Winning His Way* zum sinnstiftenden Verschieben von Silben und Buchstaben einlädt, ist die Sensibilisierung für diese Ebene in der Übersetzung Stolterfohts sehr hoch, wird das generative Potential von Zufügen und Weglassen ständig sichtbar und setzt sich über Sprach- wie Semgrenzen hinweg, wenn z.B. »Poetry. To be fame. Or. May. They. Make. A mistake.« mit »dichtung. zum ruhme. erhebt. oder. machen. sie. möglicherweise. mist.« übersetzt wird, vom *mis-take* also *mist* erhalten bleibt.

Für die Inverse, die Umkehrung von Wortstellungen, die bei Stolterfoht schon in der Übersetzung des Titels festgestellt wurde und die als chiasmische Spiegelung gleichsam eine Verbildlichung des Übersetzens selbst darstellt, findet sich bei Köhler ein besonders schönes kontrapunktisches Beispiel, da sie mit der Wortstellung zugleich im Wortsinn den körperlichen Sinn wechselt und somit zumindest im Zusammendenken von Original und Übersetzung eine begriffliche Synästhesie herstellt: »This does not mean the same as disappearance.« – »Das gleiche wie verduften heißt das nicht.« Als zusätzlicher Sinn oder Draufgabe des Übersetzens kann, bleibt das Original im Ohr, ja jede Abweichung verstanden werden, und so wie zwischen Sinnhaftigkeiten bedeutender bzw. reflexiver, sich selbst verkörpernder Texte immer auch Hinweise zu ihrer Übersetzung zu finden sind, steckt in den Abweichungen bedeutender Übersetzungen oft ein Selbstkommentar. In *Winning His Way* geschieht dieser Bezug auf das Übersetzen ganz explizit: »They. Will. Be translated. We. Will be. Famous. / The part in which they joined.« – »... sie / werden. übersetzt. wir. werden. berühmt sein. aspekt der sie verbindet. ...« In Stolterfohts Übersetzung kommt das Übersetzen, das im Englischen noch im Futur steht, gemäß des tatsächlichen Geschehens im Präsens zu stehen, während *berühmt sein* auch im Deutschen im Futur bleibt, was, nehmen wir an, dass Stein & Co schon berühmt sind, den Zeiger des *wir* auf eine andere, gegenwärtige Gesellschaft umlegt, deren Berühmtheit im Kommen ist.

Die eingefeilchten Gewohnheiten des gedankenlosen Sprachgebrauchs lassen in jeder natürlichen Sprache die Kontingenz der Lautfolgen und ihrer lexikalischen Indices vergessen und spiegeln uns in automatischen klare Aussagen vor. In *Tender Buttons* heißt es: »What is the custom, the custom is the center.« – Barbara Köhler: »Was ist denn sitte, die sitte bildet die mitte.« Auf das zu achten, was die Zeichen tun, befreit von den in ein unbewusstes Zentrum verlegten Zwängen und Schemata genauso wie der Vergleich der jeweiligen sprachlich-sinnlichen Zufälligkeiten beim Übersetzen. Einseitiges Vermitteln ist die eine Verlockung, der Übersetzen verfallen kann, die andere ist verständnislose, also auch genußlose Nachahmung, vor der Gertrude Stein selbst in *Poetry and Grammar* warnt: »Sprache als etwas Wirkliches ist nicht Nachahmung weder von Klängen noch von Farben noch von Emotionen sie ist eine

geistige Wiedererschaffung und darüber ist kein Zweifel möglich und sie wird immer fortfahren das zu sein so lange die Menschheit irgend etwas ist.« Dass sie keiner dieser Verlockungen des ruhmlosen Mammons verfallen sind, sondern durch geistige Wiedererschaffung vom Fortleben der Texte Gertrude Steins Zeugnis geben, ist das, was die Übersetzungen Barbara Köhlers und Ulf Stolterfohts so lobenswert macht.

Ilija Trojanow

INTERNATIONALER LITERATURPREIS AN FRIEDERIKE MELTENDORF UND DANIEL ALARCÓN

Laudatio anlässlich der erstmaligen Verleihung am 30. September 2009 im Haus der Kulturen der Welt in Berlin, gekürzte Fassung

Lange wurde Exil bzw. Migration als reiner Verlust bilanziert, als schmerzhaftes Entwurzelung, die einen unheilbaren Phantomschmerz zurücklasse. Der Vertriebene, der Ausgesetzte leide zwischen der Skylla einer rückbezogenen Nostalgie und der Charybdis einer heimatlosen Verlorenheit. Edward Said hat die Medaille umgedreht: »Doch wenn wahres Exil der Zustand endgültigen Verlusts ist, wieso ist es so mühelos in ein starkes, vielfältiges Motiv der modernen Kultur verwandelt worden?« Weiter gefasst lautet die Frage: Wieso gedeiht Literatur im Exil, obwohl der einzelne angeblich daran zugrunde geht? Und geht der Autor wirklich unter oder wird er transformiert? Ist also der entscheidende Gegensatz jener zwischen der Akzeptanz und der Verweigerung solch einer Metamorphose? In der doppelten Buchführung des Migranten wandelt sich Verlust durch eine unermutete Befreiung in Gewinn um. Das Exil erweist sich, literarisch betrachtet, immer wieder als Exit in eine Welt unbegrenzterer Möglichkeiten. Diese inhärente Widersprüchlichkeit ist schon im Wort selbst angelegt, bedeutet doch das lateinische *exilium* sowohl »in der Fremde weilend« als auch »verbannt sein«. Ausgesetzt also, doch entschädigt mit Fremdwelle. Diese Bedeutungszange erfasst, dass die antikoloniale und postkoloniale Literatur überwiegend von Exilanten und Emigranten verfasst wurde, die meisten bedeutenden Autoren Osteuropas während der kommunistischen Herrschaft ihr Geburtsland verlassen mussten und die zwei großen Meister der Moderne, Joyce und Beckett, beide in vorbildlicher Weise verwurzelte Kosmopoliten waren. Die normative Qualität, die dem Exil literaturgeschichtlich im 20. Jahrhundert zukam, dürfte im 21. Jahrhundert von dem Phänomen der Migration fortgeführt werden.

In der Emigration gab es keinen windstillen Winkel

Moses warnt in der Thora: »Vergesst nicht, ihr wart Diener und ihr wart Sklaven.« Der Grund dieser Ermahnung ist evident: Das Wissen der Migranten um die eigene Befreiung reicht nicht aus. Sie können und dürfen die Welt nicht allein aus der Sicht von kürzlich erworbenem Wohlstand, von Sicherheit und Bequemlichkeit betrachten, denn sie sind zu dem geworden, was sie sind, durch das, was zurückliegt, aber nicht zurückgelassen wurde. Ob Peru, Libanon, Äthiopien oder Ex-Jugoslawien – die ausgewählten Romane erinnern allesamt an Folter und Unterdrückung, an Verachtung und Entmenschlichung, an Verbrechen, für die keine Sühne geleistet worden ist. Solche Autoren sind polyglotte Patrioten einer entfremdeten Heimat. Kein daheimgebliebener Peruaner, Bosnier, Libanese oder Äthiopier hätte über die Herrschaft der Gewalt und die Stummheit der Opfer auf diese Art schreiben können. Weil sich Migrantenaufbauern außerhalb eines vorbestimmten Koordinatensystems befinden – nennen wir es die eingeborenen Axiome –, haben sie diesen Käfig von außen gesehen, haben ihn im und gegen den Uhrzeigersinn umkreist, und nun können sie nicht anders, als die bestehenden politischen und kulturellen Kontexte in Frage zu stellen, während sie ihre Erinnerung konstruieren.

Der Migrant ist sich jederzeit bewusst, das Haus, das er gerade errichtet, könnte auch ganz anders aussehen. Das mag zwar nicht immer eine beglückende Einsicht sein, aber literarisch offensichtlich fruchtbar.

Exilanten und Migranten sind selten Bewohner des Elfenbeinturms. »In der Emigration gab es keinen windstillen Winkel; das Exil erlaubte keine weltabgewandte Haltung«, beschreibt Franz Carl Weisskopf das Wirken der deutschen Flüchtlinge während der Nazizeit. Das, was der weltabgewandte Dichter mit seinem Rückzug anstrebt, kann der Exilant in der Welt vollziehen: Formen, Gestalten, Verknüpfen nach eigenem Gutdünken. Der Exilant muss die Einsamkeit nicht suchen, sie ist sein normaler Zustand. Er ist ein subversiver Exzentriker, der sein Nicht-Dazugehören mit der Waffe der eigenen, ganz persönlichen und eigenwilligen Differenz verteidigt.

So betrachtet, ist das Exil im gesegneten Fall eine Kenntnis von der Welt bei gleichzeitiger Entfremdung von ihr, eine Haltung, aufgrund derer sich die angeblich unversöhnlichen Gegensätze Heimat und Welt, Wurzeln und Freiheit vereinen. Es verlangt dem Einzelnen einiges an Kraft ab, es offeriert ihm viele Alternativen. Wer als Autor diese Widersprüche auszuhalten und diese Freiräume zu nutzen vermag, dem gelingt große Literatur.

Deutschland ist zweifellos in den letzten Jahren weltoffener geworden, im Spiegel erkennt man sich nun als Einwanderungsland wieder, und die deutschsprachige Literatur ist so hybrid wie sie es zuletzt vor dem 1000jährigen Wahn war. Die Verlage übersetzen eine Vielzahl weltliterarischer Werke – wir müssen sie nur wahrnehmen. Zu diesem Zweck wurde unter der Ägide von Litprom vor einem Jahr eine Bestenliste namens Weltempfänger ins Leben gerufen, die vier Mal im Jahr sieben Bücher aus Afrika, Asien und Lateinamerika empfiehlt und von den Medien erfreulich gut aufgenommen wurde. Und nun, quasi als Play-off und Finale, der Pokal des Internationalen Literaturpreises. Vergleicht man die Longlist und Shortlist dieses

Preises mit anderen Auswahllisten, seien es jene des deutschen Buchpreises, des Booker Prize oder des Prix Goncourt, wirken die Konkurrenten brav und altbacken. Kein Wunder: Immerhin wurden bei diesem Auswahlverfahren Werke von Autoren aus 53 Ursprungsländern, übersetzt aus 33 Sprachen, gesichtet.



Friederike Meltendorf Foto© Anke Burger

Und Vielfalt ist seit eh und je Garant für Qualität.

Die sogenannten »multikulturellen« Autoren ließen sich in früheren Jahrzehnten anhand einer Achse zwischen Herkunft und Ankunft, zwischen Heimat und Asyl definieren. Sie schrieben über das Zurückgelassene oder das Vorgefundene, manchmal über beides. So entstanden, geografisch gesprochen, Nord-Süd- bzw. Ost-West-Achsen. Viele gegenwärtige Autoren sind über eine solche Zweidimensionalität hinausgewachsen, sie haben Zugriff auf Inspirationen und Intuitionen jenseits ihres biografischen Vektors, sie nehmen sich die Freiheit, mit Neugier auszubrechen und mit Empathie im Unbekannten anzukommen. Dadurch entstehen neue Zusammenhänge, neue Verknüpfungen, neue Netze. Ihre Literatur ist behaust auf einer Karte der Welt, die sie selbst eigenwillig zeichnen – dort ist östlich südlich von westlich. Die Weltliteratur des 21. Jahrhunderts wird unseren Sinn für das Eigene und das Fremde verändern und sie wird durch diesen Internationalen Literaturpreis eine überfällige alljährliche Würdigung erfahren.

Andreas Tretner

REINER-KUNZE-PREIS 2009 AN THOMAS EICHHORN

12. Mai 2009, in Oelsnitz, gekürzte Fassung

Thomas Eichhorn schreibt und übersetzt. Beide Tätigkeiten hat er nach eigenem Bekennen kaum je voneinander geschieden und wüsste auch nicht warum: Übersetzen ist für ihn nur eine andere Form von Schreiben.

Das sagt sich so dahin, doch die konkrete Physiologie dieses Stoffwechsels geht erstaunlich weit, bis ans Obskure: Eichhorns erster größerer Schreibversuch im zarten Alter war Science Fiction, seine ersten ernsthaften Übersetzungen John Donne: englische Renaissance-Lyrik. Beides nahezu synchron und »irgendwie zusammen«. Und Jahre später, nachdem er für dtv einen dieser frühen Mystery-Thriller von Wilkie Collins übersetzt hatte (*großbritannische gemüts-ergetzungen*, lästerte Kollege Arno Schmidt, der auch einen davon zum Übersetzen auf den Tisch bekam), da wusste Thomas Eichhorn sich von der Obsession Collinsscher Stilmanierismen nicht anders zu befreien, als dass er einen ganzen Roman im viktorianischen Stil niederschrieb – und die Lektoren deutscher Verlage damit spürbar befremdete. (Es sei hier vorweggenommen: Eichhorns Prosa, zwei Romane darunter, befindet sich noch auf der dunklen Seite des von uns angestaunten Mondes, sie aus der Schublade zu ziehen, gibt der Autor sich scheu.)

Übersetzen als Denksport

Wie alles anfang, wie Eichhorn überhaupt zum Schreiben/Übersetzen kam, dafür hat er keine plausible Anekdote parat. »Das Erste geschieht einfach«, sagt er – und der Rest sei Zähigkeit, Beharren. Sein Zugang zur Literatur war jedenfalls nicht der romantische, der für zumindest einen Teil der Altersklasse typisch ist, nein: Ihn reizte das Material. Übersetzen als mentaler Geschicklichkeitstest, eine Art Denksportaufgabe (Seine aktive Schachphase hat er mit neun hinter sich gebracht, der Schachroman kam erst noch). Man liegt aber wohl nicht falsch, wenn man annimmt, dass die Binomie Schreiben-Übersetzen von und nach der Seite des Lesens genauso durchlässig und produktiv war. Und dass in der DDR so viele gut edierte Klassikerausgaben zur Hand waren, könnte eine nicht gar zu kurz greifende Erklärung dafür sein, wieso der junge Eichhorn – schneller! höher! weiter! – beinahe sogleich nach den Sternen griff: Klassiker übersetzen! neu und anders! – und dieser Unternehmung (hoch riskant, weil sich zu überheben so nahe liegt) treu blieb.

Eine gesunde Naivität war hierfür vonnöten, Begabung und Fleiß, versteht sich – und einige Klarsicht wider die landläufigen Mythen und Vorurteile. Dass Lyrik einfacher zu übersetzen sei als Prosa, da ihre Sprache »eigentlich« sei, mag zum Beispiel nicht jedem einleuchten, auch nicht für jeden gelten – Thomas Eichhorn ging davon aus und kletterte frapierend unerschrocken, wenngleich zunehmend bedächtiger, von Gipfel zu Gipfel: Erst Arthur Rimbaud (Werkausgabe in 3 Bänden, inzwischen in einem bei dtv) und von da zu William Blake (1996; auch dies die 500seitige dtv-Referenzausgabe), dann begann es mit Charles Baudelaire (seit 1994 hat Eichhorn an den *Blumen des Bösen* gearbeitet und ist gerade dabei, sie abzuschließen), zwischen durch Petrarca, Apollinaire. Shakespeares Sonette liegen komplett in der Lade.

Polyglotter Chemiker

Rimbaud? Petrarca? Shakespeare? Moment, Moment, werden Sie fragen: Wo hatte der junge Mann denn sein Englisch, Französisch, Italienisch her? Wie ward ein studierter Chemiker hinter den sieben Thüringer Bergen so schnell polyglott?

Hier erwartet Sie noch eine Nähkästchenüberraschung, ein Einblick in die verborgenen osmotischen Kreisläufe des Metiers: Die Fähigkeit zum Übersetzen hoher Literatur fußt nicht zwingend, wie gemeinhin angenommen und beschrieben, auf

perfekter Sprachkenntnis, im Gegenteil: Spracherwerb kann mit dem Übersetzen sehr wohl einhergehen! Es heißt ja, man erfährt die Sprache am besten im Gebrauch – in fremden Ländern, unter Menschen, manche raunen: im Bette der oder des Geliebten – warum also nicht dort, wo der Gebrauch der Sprache am intensivsten ist: nämlich wo man sie übersetzt? In den Seilen und Gerüsten am Babylonischen Turm hängend, studiert der Handwerker sein Material. Per Intention und Assoziation ebenso wie logisch-analytisch nähert sich der Nachdichter den potentiellen Bedeutungen – der Kette der Metaphern trauend, skeptisch gegenüber den Fußangeln der Phraseologie. Irrtümer selbstredend nie ausgeschlossen, die nur extreme Gründlichkeit eingrenzen und ausmerzen kann. Quellen sind zu befragen, papierne und solche aus Fleisch und Blut. (Das Internet gehört für Thomas Eichhorn übrigens nicht dazu, er verweigert sich ihm geradezu hoffärtig: »Ich brauche keinen Überschuss an Informationen, ich brauche die eine, die zutrifft.«) So kam der Autodidakt Thomas Eichhorn über Rimbaud, Verlaine, Baudelaire zu *seinem* Französischen, erwirbt er sich vermittels der



Thomas Eichhorn Foto © Anica Kuzarow

Soledades eines Luis de Góngora ein barockes Spanisch, das ihm, zugegeben, in den Tabernas der Costa Blanca wenig Hilfe – ¡bueno! ¿y qué? –, macht er anhand von Petrarca – oder soll man sagen: an Petrarca's Hand – mit dem Italienischen der frühen Renaissance seine Bekanntschaft. Und wer weiß, vielleicht wird man Thomas Eichhorn eines Tages noch in russischen Gewässern fischen sehen. Da gibt es einen Versroman *Jewgeni Onegin*, das könnte doch lohnen ...

Bedenkzeit für den Betrieb

Sich stet und unbeirrt, mit Augenmaß und Diskretion ins literarische Kontinuum einzuschreiben ist Eichhorns Passion. *No man is an island*, schrieb John Donne – aber ein Inselleben scheint mitunter möglich, wenn nicht Voraussetzung. Wer Eichhorns streng bemessenen Alltag kennt, seine schattig grüne, stille Leipziger Klausur an der Parthe, verblüffend wenige Meter entfernt vom Tosen der Berliner Straße, doch dem Brausen des Literaturbetriebes meilenweit entlegen, der weiß, was gemeint ist. »Ich stelle mich nicht in den Markt hinein.« Über zwanzig Jahre hat das so mehr oder weniger gut funktioniert und Früchte getragen; doch ein Punkt ist erreicht, da seine großen Langzeitprojekte zum überwiegenden Teil ausgeführt sind, eigene Anthologie-Projekte und sonstige Ideen auf wenig Resonanz stießen (nicht einmal Vikram Seths gepriesenes Großgedicht *The Golden Gate* will einer von ihm haben), Reserven, auch materielle, aufgebraucht sind. Also trägt sich Eichhorn, allzeit nüchtern und geradlinig, neuerdings mit dem Gedanken, seine übersetzerische Arbeit einzustellen. Ein Gedanke, der mich allerdings verstört – gerade weil nicht als Drohung gemeint, sondern lapidare Konsequenz. Ich wünschte, Sie könnten nach meinen Ausführungen verstehen warum.

Vielleicht bietet dieser Preis ein kleines Hab-Acht, eine Bedenkzeit. Für ihn und für den Betrieb. Den Kompass neu aufeinander auszurichten. Denn – und hier will ich schließen mit einer Paraphrase auf Reiner Kunzes kluges Wort aus der Bühnenpreisrede von 1977: Ein Übersetzer kann nicht vernünftiger werden, als er dabei Übersetzer sein kann.

Henrik Birus

C.H. BECK-ÜBERSETZERPREIS FÜR CHRISTA KRÜGER

13. Juli 2009, in München, gekürzte Fassung

Ich habe nicht nur die Ehre, sondern auch die ganz persönliche Freude, eine Lobrede auf die diesjährige Trägerin des vom C.H. Beck-Verlag gestifteten Sachbuch-Übersetzerpreises halten zu dürfen. Denn unsere Lebenswege haben sich wiederholt, wenn auch immer nur ganz kurz gekreuzt.

»Von Krug zu Krüger« zu Begley

Eher flüchtig kennengelernt hatte ich die Preisträgerin, damals noch unter dem Namen Christa Krug, als Tutorin in Heidelberg im Umkreis des frisch berufenen Philosophen Dieter Henrich, nachdem sie an der Freien Universität Berlin Germanistik, Klassische Philologie und Philosophie studiert hatte und nun bei Wilhelm Emrich eine Dissertation über Georg Forsters und Friedrich Schlegels Verständnis der Französischen Revolution abschloss. Dann verloren wir uns wieder aus den Augen. Das nächste Mal begegneten wir uns lediglich virtuell, indem ich in Göttingen ihr Nachfolger auf einer wissenschaftlichen Assistentenstelle am Seminar für Deutsche Philologie wurde, während sie – inzwischen mit Lorenz Krüger verheiratet und so (wie scherzhaft gesagt wurde) »von Krug zu Krüger gesteigert« – nach Bielefeld sowie zu zwei längeren Amerikaaufenthalten nach Princeton und Pittsburgh gegangen war. Und als ich schließlich 1987 mit meiner Familie im Aufbruch an die LMU München war, da kehrten beide nach Göttingen zurück, wobei Christa Krüger bei unserem einzigen Treffen davon zu berichten wusste, dass sie gerade ihre erste größere Übersetzung in Angriff genommen habe. Das muss wohl Beatrice Webbs Autobiographie *Meine Lehrjahre* (1988) gewesen sein.

Dem folgten alsbald, ebenfalls im Insel-Verlag, Übersetzungen von vier Romanen Penelope Fitzgeralds, darunter dem Roman über Novalis *Die blaue Blume*, für den sie dank ihrer Dissertation ganz besonders gut gerüstet war, und von Charles Darwins *Mein Leben* sowie später von Romanen David Gutersons und Benjamin Markovits'. Vor allem aber fand Christa Krüger in den frühen neunziger Jahren mit der ungemein gelückten Übersetzung von Louis Begleys Roman *Wartime Lies*, unter dem Titel *Lügen in Zeiten des Krieges*, ihren Autor, von dem sie in den vergangenen 15 Jahren zwölf Bücher – Romane, Essays, Reden und Vorlesungen bis hin zu seinem jüngsten Buch: *Der Fall Dreyfus: Teufelsinsel, Guantánamo, Alptraum der Geschichte* – übersetzt und ihm sogar eine schlanke Biographie gewidmet hat.

Wissenschaftsgeschichtliche Klassiker

Neben diesen überwiegend literarischen Werken übersetzte sie aber gleichzeitig höchst anspruchsvolle philosophische und wissenschaftsgeschichtliche Texte wie Richard Rortys *Kontingenz, Ironie und Solidarität* oder die Kapitel »Klassische Wahrscheinlichkeiten«, »Zufall und Leben«, »Die probabilistische Revolution in der Physik« und »Die Implikationen des Zufalls« in dem von Lorraine Daston, Gerd Gigerenzer, Lorenz Krüger und anderen verfassten Gemeinschaftswerk *Das Reich des Zufalls* sowie zwei Kapitel in Lorraine Dastons und Katherine Parks *Wunder und die Ordnung der Natur* – eine Tätigkeit, die ihren Höhepunkt in der heute preisgekrönten Übersetzung von Lorraine Dastons und Peter Galisons Analyse der Herausbildung und Problematisierung des erkenntnistheoretischen Ideals der Objektivität und der damit verbundenen naturwissenschaftlichen Praktiken fand.

Einer immer landläufiger werdenden Meinung zufolge hätte das englische Original eigentlich gar nicht übersetzt werden sollen. Nicht etwa wegen mangelnder Qualität. Denn dass es das Zeug dazu hat, ein wissenschaftsgeschichtlicher Klassiker zu werden, darüber besteht bei seinen Rezensenten (zumin-

dest in Deutschland) große Übereinstimmung. Der Zweifel am Sinn einer solchen Übersetzung könnte vielmehr daraus resultieren, dass das Englisch mittlerweile so sehr zur internationalen Wissenschaftssprache geworden ist, dass ein solches Buch gar keiner Übersetzung ins Deutsche bedürfte.

Translating cultures

Freilich ist dies nur die eine Seite der Medaille. Denn die in unseren Lehrveranstaltungen, Colleges und Clubs praktizierte Interkulturalität bedarf zugleich der gesteigerten Aufmerksamkeit und des Respekts für die Differenzen der Kulturen, Nationen und eben auch der Sprachen mitsamt den in ihnen verkörperten Weltansichten. Mit einer *lingua franca*, so unersetzlich sie ist, kann es da nicht getan sein. (Wie ja auch die englische Sprache weit mehr und zugleich weit Spezifischeres ist als dieses international praktizierte Verständigungsmittel.) Worauf es also in dieser Situation vor allem ankommt, ist Übersetzung in ihren verschiedensten Spielarten – bis hin zum *translating cultures*.



Christa Krüger Foto © Verlag C.H. Beck

Doch zurück zu der Frage: ob die heute preisgekrönte Übersetzung eines englischsprachigen Sachbuchs überhaupt noch an der Zeit gewesen sei? Wenn es für den »eigentlichen Übersetzer« (Schleiermacher) darum geht, die »beiden ganz getrennten Personen, seinen Schriftsteller und seinen Leser, wirklich einander zu[zuh]führen, und dem letzten, ohne ihn jedoch aus dem Kreise seiner

Muttersprache heraus zu nöthigen, zu einem möglichst richtigen und vollständigen Verständniß und Genuß des ersten [zu] verhelfen«, so war eben dies bei dem vorliegenden Buch eine ganz besonders anspruchsvolle Aufgabe. Denn dieses bereits kurz nach seinem Erscheinen in deutscher Übersetzung vorliegende Gemeinschaftswerk Lorraine Dastons, seit 1995 Direktorin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin (als dessen Gründungsdirektor der allzu früh aus dem Leben gerissene Lorenz Krüger designiert war), und des Harvard-Professors für Wissenschaftsgeschichte und Physik, Peter Galison, ist sowohl terminologisch als auch argumentativ eine enorme Herausforderung für den Leser und erst recht für den Übersetzer. Hinzu kommt die stilistische Souveränität der Verfasser, deren rhetorische Eleganz und prägnante Bildhaftigkeit oft alle Ressourcen des Englischen – weit über eine *lingua franca* hinaus – zu nutzen weiß.

Für das differenzierte »Verdeutschen« kamen Christa Krüger zweifellos ihre Erfahrungen, samt der zugehörigen Qualen und Triumphe, beim Übersetzen anspruchsvoller literarischer Werke zugute; die wissenschaftliche Expertise und Präzision war nicht zuletzt dadurch gespeist, dass ihr persönlicher Lebenskreis gleichermaßen von den vielberedeten *Two Cultures*, von Literatur und Philosophie wie von Naturwissenschaften und Wissenschaftstheorie, geprägt war und sie sich als Übersetzerin auch in letzteren bereits ihre Spuren erworben hatte.

VERANSTALTUNGEN

Ljubomir Iliev

BEIM ERKLIMMEN DES TURMS: UWE TELLKAMP KOMMT NACH STRAELEN – SEINE 11 ÜBERSETZER AUCH

30. August – 4. September 2009 im EÜK in Straelen

Der Luxus, seinen Autor und Übersetzer-Kollegen zu treffen, um mit ihnen über Schwierigkeiten und unverständliche Textstellen zu reden, ist einem eher selten vergönnt. Eben diesen Luxus ermöglicht das EÜK in Straelen in Kooperation mit der Kunststiftung NRW regelmäßig. 2009 hatten Übersetzer aus zehn Ländern Gelegenheit, mit Uwe Tellkamp über seinen mit dem Deutschen Buchpreis 2008 ausgezeichneten Roman »Der Turm« (Suhrkamp, 2008) zu diskutieren.

Und dieses Buch stellt selbst den erfahrensten Übersetzer vor große Probleme, denn es ragt nicht nur wegen seines Umfangs von knapp 1000 Seiten aus der zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur heraus. Dialoge und Gespräche der handelnden Figuren machen es reich, aber auch ungeheuer komplex. Wörtliche Rede, sächsischer Dialekt, verknäppte Umgangssprache ebenso wie sehr akkurates Hochdeutsch sind Uwe Tellkamps große Stärken.

Ein Autor von europäischem Format

Durchwirkt mit Anspielungen auf große Vorbilder – von den Dichtern der Romantik bis zu Heimito von Doderer und Thomas Mann – hat dieser Familienroman zudem den Anspruch, einen »Erinnerungsschatz« zu konservieren, der künftige Generationen zweifelsohne bereichern, aber auch vor viele Rätsel stellen wird.

Die – aus meiner Sicht als langjähriger Übersetzer – idealen Straelener Arbeitsbedingungen wurden durch nicht weniger wichtige Faktoren ergänzt: die Anzahl der hoch kompetenten Übersetzer war optimal, und mit Uwe Tellkamp stand ein überaus gebildeter Autor im Mittelpunkt, der ohne jede Spur von »Ostalgie« mit den Zuständen im »ersten Arbeiter- und Bauernstaat auf deutschem Boden« abrechnete.

»Übersetzer sind die genauesten Leser«, steht auf Seite 585 des Romans, und das hatte schon im Vorfeld Sympathien für den Autor erweckt. Doch Übersetzer fragen auch Unangenehmes: Wieso wird das rote Telefon auf Seite 104 plötzlich auf Seite 735 beigefarben? »Ich dachte, nur Deutsche wären so kleinlich«, seufzte Moderator Andreas Platthaus über solche hier und da auftauchenden Fragen.

Bisweilen musste Uwe Tellkamp Schlager aus der DDR-Zeit oder Lieder der Comedian Harmonists anstimmen, um seinen Übersetzern authentische Einblicke in den Text zu verschaffen. Ohne zu zögern, hüpfte er auch durchs ehrwürdige Atrium, um eine bei der NVA übliche Häschen-Hüpf-Übung zu demonstrieren. Auf eine Frage wusste er allerdings keine Antwort (ebenso wie seine osteuropäischen Übersetzer): Was hat eigentlich ein Parteisekretär gemacht? Tellkamps Antwort »Das hätten wir auch gerne gewusst ...« ging in einer Lachsalm unter.

Nationalspezifische Besonderheiten und Begrifflichkeiten waren potentielle Übersetzungshürden. »Kochwäsche« z.B. ist in südlichen Ländern nicht geläufig. Und die Entschlüsselung etlicher Passagen fiel Kollegen aus dem Westen ungleich schwerer als ihren östlichen Nachbarn: Denn diese kannten die permanenten Versorgungsengpässe, die Gier nach Südfrüchten und die Schikanen beim Wehrdienst; sie wussten, was z.B. »Bückware« ist, und in ihren Ohren hallen bis heute die hohlen Parolen wie »Von der Sowjetunion lernen heißt siegen lernen« nach.

Welch eine Erleichterung, Fragen stellen zu können, die kein Nachschlagewerk beantwortet: Was ist eine Flügeluhr? Eine Vierundzwanzigstundenuhr? ... Und wie sollte man sonst je erfahren, dass eine »Zehnminutenuhr« sich auf eine Verhör-

taktik der Stasi bezieht, deren erste Vernehmung stets genau zehn Minuten dauerte?

Doch auch Uwe Tellkamp profitierte von der mikroskopischen Feinarbeit. Etliche Korrekturen und Verbesserungsvorschläge für die nächsten Auflagen durfte er notieren – erwies sich doch in der Praxis einmal mehr, dass Übersetzer sehr genaue Leser sind.

Am Ende waren sich alle Teilnehmer einig: die einmalige Atmosphäre war sehr angenehm und das Treffen ertragreich. Und die Aussichten, dem Autor wieder zu begegnen, sind gar nicht schlecht. Das Buch endet nämlich mit einem Doppelpunkt. Und das kann nur heißen: Fortsetzung folgt!



Translation in progress

Foto © EÜK

Susanne Höbel

TEMPUS-SEMINAR IM LITERARISCHEN COLLOQUIUM

1. September 2009 in Berlin

Wer noch nie bei einem Tages-Seminar für Übersetzer und andere Interessierte im Berliner LCB war, sollte unbedingt erwägen, einmal die Fahrt nach Berlin zu machen. Unter der Leitung von Gabriele Leupold und Eveline Passet fand am Wannsee ein Seminar zum Thema Tempus statt. Die meisten der rund 50 Teilnehmer kamen aus Berlin, aber aus Hamburg waren wir immerhin zu dritt angereist.

Es war »der schönste Tag des Jahres«, der Wannsee glitzerte im Sonnenschein, die Türen zur Terrasse standen offen, und im großen Saal saßen die Teilnehmenden um den langen Tisch sowie an den Wänden entlang.

Zwei Vorträge waren angekündigt, einer von Prof. Dr. Karin Donhauser, einer Bayerin, die es an die Humboldt Universität verschlagen hatte, und Sibylle Kurt aus der Schweiz. Nach Begrüßungen und Präliminarien hob Karin Donhauser zu ihrem Vortrag an und hörte erst auf, als Eveline Passet sich nach gut zwei Stunden zu »einem harten Schnitt« durchrang. Karin Donhauser sprach frei, unterstützt nur durch einige Folien mit Diagrammen, über das kompakte Tempus-System im Althochdeutschen, die Funktion der Vorsilbe *ge-*, über Tempus, Modus, Aspekt in der deutschen Sprache heute, den Übergang von einfachen zu zusammengesetzten Formen, den Verlust des Präteritums im Bayrischen, über Markierungen, Tempuswechsel, regionale Verlaufsformen und vieles mehr. Alles trug sie mit derselben Leidenschaftlichkeit vor, alles war interessant, alles der Aufmerksamkeit wert, nichts wurde gewertet oder in eine Rangordnung gestellt. Es war faszinierend. Wenn sie mit einer Frage unterbrochen wurde – wozu wir eingangs ermuntert wurden –, ging sie darauf ein: kenntnisreich, unterhaltsam, anspruchsvoll.

Nach dem Mittagessen ging es weiter mit Sibylle Kurt. Auch sie war voller Begeisterung für ihr Thema, nämlich »Beobachtungen zu Tempora, Verbalaspekt und Modalität in deutschen Erzähltexten der Gegenwart und in Übersetzungen aus dem Englischen, Russischen und Französischen«. Nach einem kur-

zen Überblick über theoretische Werke und einer Darstellung der verschiedenen Methoden der Analyse von Tempora ging es weiter mit einer Fülle von Beispielen, die Sibylle Kurt so gewandt und zügig vorstellte, dass einem der Kopf schwirrte. Interessant waren natürlich die Beispiele von zeitgenössischen Schriftstellern und auch die aus Übersetzungen. Allerdings war das Material so reichhaltig, dass keine Zeit für eine eingehendere Besprechung blieb.

Danach ging es weiter mit Gruppenarbeit: Eveline Passet lud ein zu einem Vergleich zwischen dem Original des *Simplissimus* von H. Ch. von Grimmelshausen und der Übersetzung von Reinhard Kaiser, während Gabriele Leupold einen Text von Marieluise Fleißer so präpariert hatte, dass sie die konjugierten Verbformen herausgenommen und durch Infinitivformen ersetzt hatte. Unsere Aufgabe bestand darin, die Formen einzusetzen, die wir für richtig hielten. Ein voller, informationsreicher Tag war das im LCB.

Lydia Nagel

DRAMA PANORAMA: INTERNATIONALES FORUM FÜR THEATER UND ÜBERSETZUNG IN BERLIN

Im April 2009 fand unter dem Titel »Herausforderungen beim Übersetzen zeitgenössischer Theaterstücke« die Auftaktveranstaltung des von Antje Oegel und Barbora Schnelle ins Leben gerufenen Projekts Drama Panorama statt. Die Idee hierzu entstand, so Antje Oegel, als sich die beiden auf einer Veranstaltung für Prosaübersetzer kennen lernten: »Als Theaterprofessionelle und -übersetzer machen wir oft die Erfahrung, dass Theaterübersetzung nicht ernst genug genommen wird. Workshops, Netzwerke und Arbeitsgruppen richten sich meist an Prosa- und Lyrikübersetzer.« Zum langfristigen Ziel des Projekts sagt Barbora Schnelle: »Theaterübersetzer bewegen sich oft auf einem schwierigen Terrain. Ihre Arbeiten werden häufig nicht veröffentlicht, wodurch sie aus dem Literaturbetrieb ausgeschlossen sind, im lebendigen Theater sind sie aber noch nicht angekommen, werden oft nur als Zulieferer nicht als Partner betrachtet. Wir wollen mit unserem Projekt eine neue Sensibilisierung für die Dramenübersetzung anregen und unser Netzwerk als Schnittstelle zwischen Autoren, Übersetzern und Theaterpraktikern aufbauen.«

Bisheriges und Ausblick auf 2010

Nach einer Veranstaltung im Juni, die mit Dorota Masłowska und Olaf Kühl als Gästen dem weiten Feld des Sprachspiels gewidmet war, fand Anfang Oktober die letzte Drama Panorama-Veranstaltung des Jahres statt, diesmal zum Thema »Internationale Stücke auf internationalen Bühnen – Kriterien einer büh-



Małgorzata Semil, Christine Richter-Nilsson und Antje Oegel

Foto © Kamila Zimmermann

nentauglichen Übersetzung«. Malgorzata Semil aus Warschau (Dramaturgin, Übersetzerin aus dem Englischen ins Polnische und Herausgeberin der Theaterzeitschrift *Dialog*), William Drew aus London (Dramaturg am Royal Court Theatre und Übersetzer aus dem Französischen ins Englische) und Christine Richter-Nilsson (Dramaturgin, Leiterin des Festivals neuer amerikanischer Dramatik *Voices of Change* und Übersetzerin aus dem Amerikanischen und Schwedischen ins Deutsche) diskutierten mit den Teilnehmern über zeitgenössische Dramatik und Übersetzung. Jeder der Gäste hatte zudem ein Stück ausgewählt, das am Abend in einer szenischen Lesung präsentiert wurde.

Eine Kombination aus einem Seminar bzw. Café-Treffpunkt für ein Fachpublikum und einer öffentlichen Abendveranstaltung soll auch die Struktur zukünftiger Drama-Panorama-Veranstaltungen bestimmen. Für 2010 sind unter anderem ein Café zum Thema Tandemübersetzung, ein Tag mit Vertretern von Theaterverlagen und eine Veranstaltung zur Theaterübertitelung geplant. Termine und Hinweise auf weitere Veranstaltungen werden unter www.drama-panorama.com veröffentlicht. Kontakt: info@drama-panorama.com

Stephanie Kramer

»MAL AUSPROBIEREN: THEATER ÜBERSETZEN«

Sprachenübergreifender Workshop vom 9. – 11. Oktober 2009 im LCB; Leitung: Frank Heibert und Nathalie Mälzer-Semlinger

Eine der ersten Lektionen, die wir in diesem durchweg bereichernden Workshop gelernt haben, war die, dass Dialoge in Prosatexten und auf der Bühne ganz unterschiedlichen Gesetzen folgen und daher nur bedingt miteinander vergleichbar sind: Beim Übersetzen von Dramen lässt uns der Text häufig wesentlich mehr Interpretationsraum als bei in Beschreibungen eingebetteter und ggf. noch mit Erzähler versehener Prosa.



Workshopteilnehmer

Foto © Jürgen Becker

Sätze wie »Das muss sich so anhören, als ob das jemand im richtigen Leben sagen würde« erwiesen sich daher als denkbar unzureichende Richtschnur. Man denke nur an Dramatiker wie Martin Crimp, bei dem die Repliken der Figuren einzeln betrachtet einfach aus Alltagsgesprächen gegriffen zu sein scheinen. Allein das Zusammenspiel und die Entwicklung der Dialoge machen dem Leser/Zuschauer bald klar, dass hier etwas anderes ausgedrückt bzw. über die Figuren verraten werden soll, das sich im Subtext befindet und nur durch kleine Nuancen wie z.B. auffallend wenige Partikeln oder Wortwiederholungen erspürbar wird.

Großer Bezug zur Theaterpraxis

Als besonders ertragreich erwies sich der Nachmittag mit der Schauspielerin Anja Schneider (Ensemble Maxim Gorki-Theater, Berlin), die stets eine eigene Sprache für jede Figur zu finden versucht; für sie spielt Rhythmus eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, eine gute von einer schlechten Übersetzung zu unterscheiden, wobei ihr Irritationen im Text allerdings auch Denkanstöße geben und für die genauere Ergründung des Charakters einer Figur durchaus hilfreich sein können. Bei den Diskussionen (u.a. mit der freien Regisseurin und Übersetzerin Claudia Hamm) war der Tenor, dass Offenheit bei der Übersetzung bevorzugt wird, damit der Text dann in der Inszenierung jeweils individuell mit konkreten Bildern gefüllt werden kann.

Ein gemeinsamer Besuch der Inszenierung von Mark Ravenhills »Das Produkt« (Übers.: Nils Tabert) in der Inszenierung von Thomas Ostermaier an der Schaubühne schließlich lieferte ein Paradebeispiel für eine gelungene Theaterübersetzung.

Zum Abschluss gab Bastian Häfner (Lektor bei der Autorenagentur Pegasus, Berlin; jetzt Rowohlt) Einblick in die Branchenpraxis: Er sprach über Honorar- und Marktsituation, Trends und Möglichkeiten zum Einstieg (mit einem eher ernüchternden Fazit, da langjährige Zusammenarbeit mit Übersetzern die Regel ist. Erfolgsaussichten bestehen demnach eher für kleine Sprachen und wenn man Verlagen selbst Stücke zur Übersetzung anbietet).

Nicht zuletzt dadurch, dass immer wieder die Verbindung zur Theaterpraxis gesucht wurde, war dieser Workshop besonders wertvoll: denn er hat uns für die Anforderungen sensibilisiert, mit denen eine Theaterübersetzung konfrontiert wird, sobald sie unseren Schreibtisch verlassen hat und gleichzeitig einen Dialog ermöglicht, der in der Regel nicht geführt wird, da Geld und Zeit fehlen, um Übersetzer aktiv in die Wertungspraxis im Rahmen einer Inszenierung miteinzubeziehen.

Helmut Frielinghaus

SYMPOSIUM IN CHICAGO ANLÄSSLICH DER VERLEIHUNG DES HELEN AND KURT WOLFF PRIZE 2009

Vergangenen Juni wurde zum 14. Mal der Helen and Kurt Wolff Prize verliehen. Seinen Namen verdankt er dem berühmten deutschen, in den 1930er Jahren in die USA emigrierten Verlegerehepaar, und ausgezeichnet wird mit ihm ein amerikanischer oder englischer Übersetzer deutschsprachiger Prosa. In diesem Jahr ging der Preis an den amerikanischen Schriftsteller und Übersetzer John Hargraves für seine Übersetzung des Romans *Die Turiner Komödie* von Michael Krüger.

Der vom Goethe-Institut Chicago ausgeschriebene und von der Bundesrepublik finanzierte Preis ist bei amerikanischen Übersetzern und Verlagen hoch angesehen und trägt dazu bei, die Aufmerksamkeit auf neuere – und ältere – deutschsprachige Literatur zu lenken. Abgesehen vom Preisgeld erhält der Preisträger eine Einladung zu einem mehrwöchigen Aufenthalt im LCB.

Jedes Jahr findet am Tag nach der öffentlichen Preisverleihung im Goethe-Institut ein ganztägiges Symposium für Übersetzer statt, die in den USA oft auch Literaturwissenschaftler sind. Dieses Mal lautete das Thema »Interpretive Perspective and Translation«; drei Übersetzer sprachen über das Übersetzen von Günter Grass, jeweils zwei andere über das Übersetzen von Hölderlin und Rilke bzw. über Briefübersetzungen (von Hannah Arendt und Elias Canetti). Jedes Jahr kommen 15 bis 20 Übersetzer aus allen Regionen der USA nach Chicago, dazu Studenten und Professoren aus dem Mittleren Westen.

Die Kontinuität der Veranstaltung hat dazu geführt, dass sich viele der bedeutendsten Übersetzer deutscher Literatur kontinuierlich treffen und über ihre Arbeit austauschen. Die einladende und freundliche Atmosphäre wird durch das gastgebende Goethe-Institut gefördert. Seit Jahren bestehen gute

Beziehungen zu Germanisten und Literaturwissenschaftlern von der University of Chicago und der Northwestern University. Und immer ist unter den fünf Mitgliedern der Jury eine Übersetzerin oder ein Übersetzer aus Deutschland. Diesmal war es Denis Scheck.

Was als Experiment mit ungewissem Ausgang begann, ist dank der intensiven Zusammenarbeit zwischen deutschen Kulturpolitikern und amerikanischen Übersetzern zu einer beispielhaften und nachahmenswerten Einrichtung geworden.

Lea Marie Kaiser & Sabine Günther

VOM ÜBERSETZEN UND NACHDICHTEN: 13. DEUTSCH-FRANZÖSISCHE AUTORENBEGEGNUNG/ÜBERSETZERWERKSTATT NORD-SÜD-PASSAGE

14. – 20. September 2009 in Pourrières

Mehrmals jährlich lädt die Literaturkritikerin Sabine Günther im Auftrag des in Marseille ansässigen deutsch-französischen Kulturvereins Passage & Co. deutsch- und französischsprachige DichterInnen dazu ein, sich gegenseitig zu übersetzen. In den nomadischen Werkstätten, die Passage & Co. in Frankreich, Deutschland und in der Schweiz an geeigneten Orten mit Unterstützung unterschiedlicher Partner organisiert, lernen sich die DichterInnen im Gespräch über ihre Arbeit und über das gemeinsame Übersetzen kennen. Sie knüpfen Kontakte mit AutorInnen aus anderen Ländern und Sprachen und tragen mit ihren Nachdichtungen dazu bei, experimentelle Literatur international bekanntzumachen.

Der diesjährige Literaturtausch fand auf Einladung des norwegischen Mäzens Lars Olaf Willums im provenzalischen *Mas des Graviers* in Pourrières statt. Der Besitzer des steinernen Bauernhauses aus dem frühen 18. Jahrhundert empfängt hier seit den 1990er Jahren Künstler zu Arbeitsaufenthalten.

Nachdichtendes Übersetzen

An der Autorenwerkstatt nahmen in diesem Jahr erstmalig zwei Autorinnen teil, die mehrsprachig und in multiplen kulturellen Kontexten aufgewachsen sind und leben: die diesjährige Chamisso-Förderpreisträgerin Tzveta Sofronieva, die sowohl in ihrer bulgarischen Muttersprache als auch auf Deutsch und Englisch schreibt, und die Französin Cécile Oumhani, belgisch-schottischer Abstammung, die ihre literarischen Welten oft im Maghreb situiert. Als Arbeitssprache in der Werkstatt wählten beide das Englische – die Muttersprache der einen und die Exilsprache der anderen.

Zum dritten Mal fand parallel auch eine Werkstatt für angehende Literaturübersetzer aus Deutschland und Frankreich statt, die von der Heidelberger Übersetzerin Regina Keil-Sagawe geleitet wurde. Die Teilnehmerinnen konnten ihre aktuellen Übersetzungsprojekte vorstellen und sie in der Gruppe besprechen. Es herrschte ein freundschaftliches Klima, in dem rege über schwer übersetzbare Wendungen diskutiert wurde. Die Workshopleiterin berichtete von ihrem Metier und gab wertvolle Ratschläge für den Berufseinstieg.

Neben der Diskussion über die einzelnen Übersetzungsbeiträge erarbeitete die Gruppe eine Gedichtübersetzung von André Velter, die zum Abschluss bei der Autorenlesung vorgestellt wurde. Die Jungübersetzerinnen, die in Vorbereitung der Autorenbegegnung Rohübersetzungen der Gedichte von Cécile Oumhani und Tzveta Sofronieva angefertigt hatten, wurden am Ende ihrer Fortbildung mit den Endfassungen der Nachdichtungen beider Autorinnen konfrontiert. In einer gemeinsamen Sitzung am Ende beider Workshops hatten die Übersetzerinnen ausgiebig Gelegenheit, sich unmittelbar mit der Arbeitsweise der beiden Dichterinnen vertraut zu machen und die Unterschiede zwischen literarischer Übersetzung und Nachdichtung kennen zu lernen.

Direkter Austausch zwischen Autorin und Übersetzerin

Ein weiteres Novum bestand darin, dass sich eine Übersetzerin mit Texten einer Nord-Süd-Passage-Autorin auseinandersetzte. Die Autorin Christine Pfammatter war nach Pourrières gekommen, um ihre Übersetzerin Camille Luscher persönlich kennen zu lernen und deren Übersetzungen im Rahmen des Übersetzerworkshops direkt mit ihr zu diskutieren.

Die beiden Werkstätten schlossen mit einem öffentlichen Leseabend im *Mas des Graviers*. Die Präsentation der entstandenen Arbeiten wurde durch das deutsch-französische Musiker-Duo Anja Thomas und Ivan Bellocq komplettiert, das den Gedichten von Cécile Oumhani und Tzveta Sofronieva mit ihrer sprachlich-musikalischen Interpretation einen besonderen Reiz verschaffte. Die beiden Autorinnen trugen jeweils im Wechsel eigene und gemeinsam übersetzte Gedichte vor. Das Neben- und Miteinander der Sprachen wurde beim Lesen der Texte von Christine Pfammatter besonders deutlich: Autorin und Übersetzerin verschränkten die deutsche und französische Version, wobei der Wechsel der Stimmen die Unterschiede in beiden Sprachen untermalte.

Infos unter www.nord-sud-passage.com, www.passage-co.com, www.ratlos-in-marseille.com (auf Deutsch)

AUSBILDUNG

LITERARISCHES ÜBERSETZEN AN DER UNIVERSITÄT TÜBINGEN: »TEXTABDRÜCKE«

An der Neuphilologischen Fakultät der Universität Tübingen startete im Sommersemester 2009 ein Pilotprojekt zum Literarischen Übersetzen, initiiert von Prof. Schamma Schahadat und Dr. Renata Makarska vom Slavischen Seminar der Universität Tübingen. Projektkoordinatorin ist die Übersetzerin Claudia Dathe, die aus dem Ukrainischen, aber auch aus dem Russischen und Polnischen übersetzt. Im Gespräch mit *Übersetzen* erläutern Schamma Schahadat, Renata Makarska und Claudia Dathe Hintergründe und Perspektiven des Projekts. Die Fragen stellte Dorothea Trottenberg.

Sie haben an der Universität Tübingen mit »Textabdrücke« ein Pilotprojekt zum Literarischen Übersetzen lanciert. Können Sie den Hintergrund dieses Projekts umreißen?



Claudia Dathe

Foto © Peter Wolf

Das Projekt »Textabdrücke – Literarisches Übersetzen« ist in den vergangenen Jahren aus zwei unterschiedlichen Erfahrungen entstanden. Zum einen zeigten die Studierenden großes Interesse an universitären Zusatzveranstaltungen zum literarischen Übersetzen, etwa bei dem Workshop zum Übersetzen in der Reihe »Slavistik in der Praxis«. Zum anderen sind das Übersetzen und der Übersetzungsbegriff in den vergangenen Jahren in der Forschung wichtige Konzepte geworden, die mehr umfassen als nur das Übersetzen von einer Sprache in die andere; vielmehr geht es auch um das Übersetzen von Kulturen. Diesen beiden Tendenzen wollen wir mit dem Projekt Rechnung tragen.

Mittelfristig planen Sie, in Tübingen einen interdisziplinär angelegten Studiengang »Interkulturelle Übersetzungsstudien: Literarisches Übersetzen« einzurichten. Wie ist dieser konzipiert?

In der konkreten Planung haben wir bislang den bilateralen Masterstudiengang »Deutsch-Polnische Transkulturelle Studien«, der sowohl Kultur- als auch Sprach- und Übersetzungswissenschaftliche Seminare umfasst und darüber hinaus auch praktische Übungen zum literarischen Übersetzen, zur Literaturkritik und zum kreativen Schreiben einschließt. Als bilateraler Master ist er in Kooperation mit der Universität Warschau konzipiert.

Weiter ist ein Zertifikat »Literarisches Übersetzen« geplant, das sprachübergreifend für Hörer/innen aller Fakultäten angeboten werden soll. Die wesentlichen Bausteine des Zertifikats sind das Literarische Übersetzen in Theorie und Praxis, die Berufskunde für Übersetzer sowie das kreative Schreiben und Kultur- und Literaturstudien.

Ein Charakteristikum des geplanten Studiengangs ist das Ineinandergreifen von Theorie und Praxis sowie von Universität und Öffentlichkeit – welche Bedeutung hat dieses Ineinandergreifen für Sie?



Renata Makarska

Foto © Peter Wolf

Das Ineinandergreifen von Theorie und Praxis bedeutet zum einen, dass wir mit dem Projekt über die Translators in Residence die praktische Expertise von literarischen Übersetzern an die Universität holen und den Studierenden somit die Möglichkeit bieten, neben ihren literatur- und sprachwissenschaftlichen Seminaren auch einen Praxisbaustein in ihr Studium zu integrieren. Zum anderen will unser Projekt zu einer Vernetzung von Universität und Öffentlichkeit beitragen. Daher binden wir literarische Veranstaltungen für ein breites Publikum in das Projekt

ein. Die wichtigste Veranstaltungsreihe ist für uns die jährlich stattfindende Übersetzerwoche, in der Autoren und Autorinnen sowie Übersetzer und Übersetzerinnen in vielfältigen Formaten fremdsprachige Literatur vorstellen und auf die kulturellen und gesellschaftlichen Verankerungen eingehen. Darüber hinaus begleiten wir das Lehrprogramm im gesamten Jahr mit Einzelveranstaltungen zum Literarischen Übersetzen, so haben wir kürzlich eine Lesung mit Gabriele Leupold und Anna Schibarrowa organisiert (Translators in Residence im Wintersemester 2009/2010) und im Januar 2010 haben wir Swetlana Geier zu Gast, die ein Gespräch mit den Studierenden führen wird.

Wie sieht das Tandem-Übersetzen konkret aus?

Die Übersetzerinnen und Übersetzer kommen jeweils für einen Monat nach Tübingen und halten Lehrveranstaltungen zum praktischen Übersetzen ab. Darüber hinaus sind sie an einer Veranstaltung für die Tübinger Öffentlichkeit beteiligt, entweder im Rahmen unserer Übersetzerwoche oder in einer separaten Veranstaltung. Während ihres Aufenthalts in Tübingen nehmen unsere Translators in Residence auch am universitären Leben teil. Ihr Stundenumfang ist so bemessen, dass sie auch für die Arbeit an eigenen Übersetzungen noch Zeit finden. Im Austausch mit den Studierenden können sie sich darüber hinaus für ihre eigene Arbeit inspirieren lassen. Der Präsenzphase an der Universität geht eine Vorbereitungsphase voraus, in der die Lehrenden an die Studierenden bereits Texte zum Übersetzen versenden, die während der Lehrveranstaltungen behandelt werden. Ziel der Seminare ist es, den Studierenden einen breiten, praktischen Einblick in das Übersetzen zu vermitteln und über die Textarbeit hinaus auch berufskundliche Informationen zu geben. Die Seminare werden von den Studierenden sehr gut angenommen, und viele wünschen sich weitere Möglichkeiten, um sich mit dem Gegenstand zu befassen. Die Übersetzerinnen und Übersetzer treten in einen aktiven Austausch mit den Studierenden und gewinnen neue Impulse für die eigene Arbeit.

Im Rahmen von »Textabdrücke« wurde vom 29. Juni bis 5. Juli 2009 die »1. Tübinger Übersetzerwoche« durchgeführt, während der täglich verschiedene Bühnen der Stadt mit Übersetzern und dem Übersetzen bespielt wurden – wie sah das Programm aus, und wie wurde es angenommen?



Schamma Shahadat

Foto © Peter Wolf

Im Mittelpunkt der 1. Tübinger Übersetzerwoche stand die polnische Literatur. Neben Andrzej Kopacki und Doreen Daume waren auch der Shakespeare-Übersetzer Frank Günther, der Eco-Übersetzer Burkhard Kroeber und die Celan-Preisträgerin Esther Kinsky in Tübingen zu Gast. Die Veranstaltungen reichten von Vorträgen über Lesungen bis hin zu einer Performance. An den Veranstaltungen nahmen jeweils zwischen 40 und 150 Personen teil. Die Vielfalt der Formate ermöglichte einen facettenreichen Zugang zum Thema Übersetzen, die Akteure zeigten die unmittelbare Attraktivität übersetzter

Literatur und gewährten dem Publikum durch vielschichtige Reflexionen Einblick in den Übersetzungsprozess und das Umfeld des Literarischen Übersetzens. Interessant war die Vielzahl der Versuche, Metaphern aus anderen Bereichen der Kunst für das Übersetzen zu finden, so wurde der Vergleich mit der Interpretation eines Musikstückes zum Beispiel mehrfach angeführt. Die verschiedenen prominenten Veranstaltungsorte (Schloss Hohentübingen, Landestheater Tübingen sowie Hölderlinturm) haben uns mit unseren Veranstaltungen mitten hinein in das kulturelle Leben der Stadt geführt. Das Publikum reichte vom literaturinteressierten Weltenbummler über den Englisch lernenden Schüler bis zum Professor für Literaturwissenschaft, und dieses Spektrum wollen wir auch im kommenden Jahr wieder erreichen.

Welche Resonanz gibt es von den Studierenden?

Die Resonanz der Studierenden ist sehr gut. Die Kurse sind sehr gut ausgelastet und etliche Studierende haben den Wunsch geäußert, weitere Seminare dieser Art zu besuchen.

Ihre erste Bilanz?

Wir freuen uns, dass wir die Gelegenheit haben, ein Projekt zum Literarischen Übersetzen an unserer Fakultät durchführen zu können. Neben dem laufenden Programm für die Übersetzer der slavischen Sprachen arbeiten wir an einer Ausweitung des Projekts auf die anderen Philologien unserer Universität, und wir sind optimistisch, dass das in nächster Zukunft gelingt. Im kommenden Sommersemester wird es einen universitätsübergreifenden Workshop zum Literarischen Übersetzen aus dem Norwegischen mit Christel Hildebrandt und dem norwegischen Autor Björn Ingvaldsen geben, für das darauf folgende Wintersemester steht ein Seminar mit einem Übersetzer aus dem Italienischen auf dem Programm.

DAS INSTITUT FÜR ANGEWANDTE LINGUISTIK UND TRANSLATOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT LEIPZIG

In Leipzig wurden schon zwischen 1937 und 1945 Übersetzer und Dolmetscher an verschiedenen privaten und öffentlichen Schulen ausgebildet. Die 1945 entstandene kommunale Fremdsprachenschule der Stadt Leipzig wurde 1949 in eine staatliche Fachschule umgewandelt, aus der dann vier Jahre später die Fachrichtung Dolmetscher und Übersetzer des Pädagogischen Instituts Leipzig wurde. 1956 wurde das Dolmetscherinstitut als

Ausbildungseinrichtung an der Karl-Marx-Universität gegründet, und 1969 wurde im Zuge einer Hochschulreform die Sektion Theoretische und Angewandte Sprachwissenschaft (TAS) für die Ausbildung in europäischen Philologien mit einer Abteilung Sprachmittlung für die Übersetzer- und Dolmetscherausbildung gegründet. Nach der Wiedervereinigung wurde 1993 an der Philologischen Fakultät der Universität Leipzig das Institut für Sprach- und Übersetzungswissenschaft eingerichtet, das seit 1999 Institut für Angewandte Linguistik und Translatologie (IALT) heißt.

Das IALT Leipzig

Die Übersetzungswissenschaft ist ein traditioneller Schwerpunkt nicht nur des Standorts Leipzig, sondern auch der heutigen Ausbildung am IALT. 1965 wurde in Leipzig die weltweit erste internationale Tagung zur Übersetzungswissenschaft durchgeführt, der seither im Fünfjahresrhythmus weitere Tagungen zu Grundfragen der Übersetzungswissenschaft gefolgt sind. Ihre Ergebnisse werden international rezipiert und haben beispielsweise auch den Ruf der Leipziger Übersetzungswissenschaftlichen Schule – verbunden mit Namen wie Otto Kade (der Translation als Oberbegriff für das Übersetzen und Dolmetschen einführte), Gert Jäger, Albrecht Neubert, Heide Schmidt und Gerd Wotjak – begründet. Diese oft kurz Leipziger Schule genannte Richtung der Übersetzungswissenschaft war zunächst v. a. linguistisch und lexikalisch orientiert, öffnete sich aber schon früh beispielsweise pragmatischen oder textlinguistischen Herangehensweisen an das Übersetzen. Neben diesen LICTRA-Konferenzen finden an unserem Institut seit vielen Jahren internationale Tagungen zur Sprachwissenschaft und zum Sprachvergleich statt.

Historische und synchrone Fachsprachenforschung und Fachtextlinguistik, Terminologie und Terminographie gehören ebenso wie die varietätenlinguistische Herangehensweise an das Übersetzen heute zu den Schwerpunkten des IALT; Peter A. Schmitt hat wesentlich dazu beigetragen, das IALT zu einem der weltweit führenden Institute in der Technischen Übersetzung zu machen, und Wladimir Kutz hat mit seinem Leipziger Kompetenzmodell einen wichtigen Beitrag zur modernen Dolmetschwissenschaft geleistet. Weitere Schwerpunkte des Instituts sind neben der translatologisch fundierten Sprachmittlerausbildung die Evaluation von Translationsqualität und die Translationsdidaktik. In Forschung und Lehre werden zudem wesentliche Bereiche der Translation wie Audiovisuelles Übersetzen und Literaturübersetzung, aber auch einige sonst vielfach vernachlässigte Bereiche wie die sprachliche Variation als Faktor im Übersetzen und Dolmetschen, die Übersetzung von Comics, die Übersetzung und Bearbeitung von Trivialliteratur sowie die Höflichkeitsforschung und ihre Bedeutung für die Translation berücksichtigt.

Translationswissenschaft

Das IALT bietet heute nach der Reformierung der Studiengänge im Rahmen des Bologna-Prozesses die Abschlüsse Bachelor Translation, Master Translatologie mit Schwerpunkt Fachübersetzen und Master Konferenzdolmetschen an, zudem gibt es heute auch ein über zwei Jahre gehendes Promotionsstudium im Bereich Angewandte Linguistik und Translatologie, an dem alle Professoren des IALT mitarbeiten. Angeboten werden diese translatorischen Ausbildungsprofile am IALT selbst für die Sprachen Englisch, Französisch, Spanisch und Russisch, daneben können weitere an der Universität Leipzig angebotene Sprachen studiert werden, darunter auch asiatische und afrikanische Sprachen. Das IALT ist seit über zehn Jahren Mitglied der Internationalen Konferenz der Universitätsinstitute für Dolmetscher und Übersetzer (CIUTI), was Exzellenz in Forschung und Lehre voraussetzt, zudem seit Dezember 2009 auch das erste und einzige universitäre translationswissenschaftliche Institut in Deutschland, das von europaweit über 90 Bewerbern in das

EMT-Netzwerk der EU aufgenommen wurde: Unser Masterstudiengang Translatologie darf seither das Qualitätssiegel European Master in Translation führen.

Kooperationen mit anderen Instituten vor Ort, in Deutschland und weltweit ermöglichen nicht nur eine große Vielfalt an Sprachen, sondern auch den Erwerb von soziokulturellem Auslandswissen und Ergänzungsfachwissen, etwa in Maschinenbau, Informatik, Jura, Bauwesen oder Biowissenschaften. Zusätzlich zu den Pflicht- und Wahlpflichtveranstaltungen werden am IALT zudem regelmäßige Weiterbildungen und Workshops angeboten, so beispielsweise in diesem Jahr ein Workshop zur Übersetzung der so genannten Fingierten Mündlichkeit in der Literatur und in den audiovisuellen Medien und eine Weiterbildung zur Audiodeskription, einem neuen Arbeitsfeld, das auch für die Ausbildung von Übersetzern relevant ist. In der Lehre spielt nicht nur der in der Praxis dominierende Gebrauchstext eine Rolle, sondern beispielsweise auch die unterschiedlichen Aspekte des literarischen Übersetzens. Die meisten der Lehrkräfte sind neben der Lehre weiter auch in der Praxis aktiv, und viele der Lehrenden übersetzen auch Literatur, Kinderliteratur oder Poesie oder sind als beeidigte Übersetzer und Dolmetscher auch in der freien Wirtschaft, als Gerichtsdolmetscher usw. tätig.

Praxisnähe, der Einsatz moderner Technologie und einschlägiger Software sowie die Vermittlung umfassender sprachlicher, fachlicher und kultureller Kompetenz zeichnen das Curriculum des IALT aus. Davon überzeugen sich unsere über 1000 Studenten, die – wie die Erfahrung zeigt – nach ihrem Abschluss sehr gute Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben.

Prof. Dr. Carsten Sinner, Universität Leipzig

MIT EINEM SCHRITTE-STIPENDIUM AM LCB

Interview mit Natasa Medved

Übersetzen: Natasa Medved, woher kommen Sie?

Ich komme aus Kroatien. Ich bin in Rijeka geboren, an der Küste, zur Zeit wohne ich in Zagreb, ohne Meerblick.

2009 haben Sie sich mit einem Stipendium der Schritte-Stiftung im Literarischen Colloquium Berlin am Wannsee aufgehalten. Wie sind Sie auf das Stipendium aufmerksam geworden und womit haben Sie sich beworben?



Natasa Medved
Foto © Ana Opalic

Im März 2008 habe ich an der von der Robert-Bosch-Stiftung und dem LCB gemeinsam veranstalteten Internationalen Übersetzerwerkstatt teilgenommen. Auf dieses Stipendium hat mich meine Kollegin Latica Bilopavlovic hingewiesen. Neben Autolesungen, Vorträgen von Kritikern, Lektoren und Agenten wurden uns im Rahmen der einwöchigen Werkstatt auch die Förderungsprogramme für Übersetzer vorgestellt. Das Schritte-Stipendium der S. Fischer-Stiftung ermöglicht Übersetzern deutscher Literatur aus Südosteuropa und der

Türkei einmonatige Arbeitsaufenthalte im LCB. Die Bewerbung soll nur eine Kurzbiographie, einen beruflichen Werdegang, das Verzeichnis bisheriger Veröffentlichungen, eine kurze Darstellung der Arbeitspläne für Berlin und die gewünschte Aufenthaltszeit enthalten. Als ich mich beworben hatte, besaß ich noch keinen konkreten Arbeitsplan, nur die Vorstellung, dass ich das Buch »Nahe Jedene« Kevin Vennemanns übersetzen möchte. Kevin sah ich bei der Internationalen Übersetzerwerkstatt und seit seiner Lesung wollte ich für das Buch unbedingt ein Verlagshaus in Kroatien finden. Ich dachte, ich werde es

im LCB übersetzen, auch ohne konkreten Antrag. In der Zwischenzeit hat sich mein Wunsch erfüllt, das Buch ist im April in Kroatien erschienen. Zurzeit arbeite ich an der Übersetzung des Romans »Ich werde hier sein in Sonnenschein und im Schatten« von Christian Kracht. Danach erwartet mich Hans Belting in »Florenz und Bagdad«.

Was ist Ihr Ausbildungshintergrund, wie sind Sie Übersetzerin geworden?

Ich habe an der Philosophischen Fakultät in Zagreb deutsche und französische Literatur studiert. Ich habe keine formelle Ausbildung für Übersetzer absolviert, da es dies in Kroatien nicht gibt. Ich bin natürlich ganz zufällig Übersetzerin geworden. Ich sage natürlich, weil ich immer das Gefühl habe, alles in meinem Leben sei ein Zufall. Und bekanntermaßen gibt es keine Zufälle. Am Anfang stand meine Liebe zur Literatur. Ich habe begonnen, kürzere Texte von Thomas Bernhard für mich zu übersetzen, die ich später in Literaturzeitschriften veröffentlicht habe. Danach kam das erste Buch »Theorie der Avantgarde« von Peter Bürger. Auch nach der Veröffentlichung dieses Buches fühlte ich mich noch nicht als Übersetzerin. Ich glaube, das Bewusstsein, Übersetzerin zu sein, ist erst nach dieser Übersetzerwerkstatt im LCB aufgekommen und nachdem ich in den Kroatischen Übersetzerverband aufgenommen wurde. Zudem kommen immer mehr Bücher, die ich übersetze, so dass ich jetzt diese Rolle wirklich ernst nehmen muss. Als Übersetzer ist man auf ständiger (Selbst-)Ausbildung. Ich lese viel, lauere immer auf neue Wörter, auf der Straße, in Kneipen, im Fernsehen. Natürlich muss ein Übersetzer auch ab und zu ins Ausland fahren, weswegen Stipendien wie dieses für mich von größtem Wert sind.

Seit wann sind Sie im LCB und wie fühlen Sie sich?

Ich bin Anfang April 2009 nach Berlin gekommen, wo ich bis Ende des Monats bleibe. Ich bin im wunderschönen Haus des LCB untergebracht, in einem großen und hellen Zimmer mit Blick auf den Wannensee. Es ist ein Paradies, das Haus und die Umgebung. Ich arbeite viel auf der Terrasse hinterm Haus, mit dem Blick auf Segelboote auf dem Wannensee. Ich habe das Gefühl, als wäre ich an der Meeresküste. Das war immer mein Traum. Ein Haus an der Küste, wo man unter dem Zirpen von Grillen arbeiten kann.

Wie werden Sie betreut, wie ist der Austausch mit den anderen Stipendiaten?

Das Stipendium der S. Fischer-Stiftung ist mit 2000 Euro dotiert, was ein sehr schönes Leben in Berlin für einen Monat ermöglicht. Im LCB hat man alles, was man braucht, um sich wie zu Hause zu fühlen. Mit dem kleinen Unterschied, dass ich zu Hause keine Finnen und Ukrainer, Dänen oder Litauer habe, die hier hingegen meine direkten Nachbarn sind. Das macht das Leben in Zagreb dagegen viel weniger spannend. Die anderen Stipendiaten finde ich alle ganz toll. Da alle Schriftsteller sind, sehen wir uns nicht so oft und arbeiten stattdessen fleißig in unseren Zimmern. Aber wenn es ein gemeinsames Essen oder eine vom LCB organisierte Veranstaltung gibt, dann unterhalten wir uns über verschiedenste Themen und es wird immer sehr viel gelacht. Mir fehlt in Zagreb diese Möglichkeit, mit anderen Kulturen in Kontakt zu kommen, weswegen ich sie hier in Berlin aufs Beste nutze.

Was haben Sie sich für die Zeit Ihres Aufenthalts vorgenommen, welche Anregungen erhoffen Sie sich davon?

Ich war schon mehrmals in Berlin, aber nie länger als eine Woche. Deswegen habe ich vor, diesen einmonatigen Aufenthalt auch dazu zu nutzen, die Stadt in all ihren Nuancen kennen zu lernen. In diesen zwei Wochen habe ich schon einiges unternehmen, vor allem Museen und Galerien besucht. Die beste

Weise, eine Stadt kennen zu lernen, ist eigentlich zu bummeln und von Cafétterrassen aus die Menschen zu beobachten. Ich habe auch noch vor, die Nachtszene zu erleben. Im LCB gibt es auch ein sehr buntes Programm, ich war schon bei mehreren Lesungen dabei, es ist immer schön, Autoren live zu erleben.

Wie halten Sie Kontakt mit Ihrem Autor, was können Sie über ihn sagen?

Ich bin in Kontakt mit Kevin Vennemann, seit wir uns kennen gelernt haben. Er wollte alles über die Übersetzung wissen und hat sich mit großer Spannung auf alle Fragen eingelassen. Das war eine sehr schöne Erfahrung.

Was bedeutet das Schritte-Programm für Sie hinsichtlich des kulturellen Austauschs mit Ihrem Heimatland? Was nehmen Sie dorthin mit zurück?

Hier im LCB habe ich zwei sehr interessante finnische Schriftsteller kennen gelernt, Katja Kettu und Mikko Rimminen, und es gibt den gemeinsamen Wunsch, eine Lesung der beiden in Kroatien zu veranstalten. Ein großes Vergnügen und eine echte Entdeckung für mich war auch die Begegnung mit Robert Menasse, dessen Buch ich in den letzten Tagen nicht aus den Händen legen konnte. Wenn sich dann später auch etwas Konkretes aus solchen Begegnungen ergibt, bedeutet dies hinsichtlich eines kulturellen Austausches sehr viel. Dazu gehören unter anderem Übersetzungen, Vorstellungen von deutschsprachigen Autoren in Kroatien, Lesereisen ...

Was möchten Sie anderen jungen Übersetzerkolleginnen und -kollegen auf den Weg geben?

Übersetzen ist letztlich schön, wenn man alle Vor- und Nachteile zusammenzählt. Man muss viel Geduld aufbringen, es ist keine Beschäftigung, die gleich ein Resultat hervorbringt. Es gibt kein Endergebnis, nur Versuche und Korrekturen und etwas, das sich am Ende doch ergibt. Mit der Zeit gebe ich mich dem Übersetzen mit immer größerer Leidenschaft hin. Man muss natürlich auch bereit sein, im prekären Zustand zu leben. Aber es lohnt sich. Das literarische Übersetzen ist für mich eine Art Subversion.

NACHRUFE

FRITZ VOGELGSANG (1930–2009)



Fritz Vogelgsang Foto © Angel Sanchez

Im Herbst 1952 erschien eines Tages ein schmaler junger Mann in der legendären Madrider Librería Buchholz, der mit leicht schwäbischem Akzent erklärte, er wolle Antonio Machado ins Deutsche übersetzen, und um allerlei Auskünfte bat. Er hatte weder einen Verlagsvertrag noch irgendwelche Kenntnisse über den Umgang mit Autorenrechten und Verlegern, er hatte wenig

Geld und keine vernünftige Unterkunft für die Monate, die er in Madrid zu bleiben gedachte. Unsere Einwände schienen ihn nicht zu beunruhigen. Er hatte keine Zweifel: Er wollte, er würde Antonio Machado übersetzen.

Diese scheinbar naive Unbeirrbarkeit, diese Zielstrebigkeit ist etwas, das dem Übersetzer Fritz Vogelgsang sein Leben lang blieb, sie ist das, womit er riesige, schwierigste Übersetzungsvorhaben auf sich nahm und bewältigte, für die er offenkundig auch immer einen Verleger fand: Es war schwer, seiner eindringlichen literarischen Fürsprache für seine Projekte, für seine spanischen, seine lateinamerikanischen Dichter zu widerstehen. Die Aufträge holte er sich gewissermaßen: Meistens war er derjenige, der Verlegern erklärte, was übersetzt werden musste und was er für sie übersetzen wollte.

Ein beharrlicher Träumer

Damals in Madrid hielten wir, die Angestellten der Buchhandlung, ihn anfangs für einen Träumer. Das war er wohl auch, vor allem in materiellen Dingen – wir halfen ihm, wo es ging, gaben ihm einen Arbeitsplatz, wo er manchmal saß und übersetzte, wenn er nicht in der Biblioteca Nacional studierte, nahmen ihn abends mit ins nahe Literatencafé –, seine Liebe zur spanischen Dichtung hatte etwas Gewinnendes, das uns, wie später seine Verleger, überzeugte. Ich erfuhr mehr von dieser ausgeprägten Seite, als wir, beide Anfang zwanzig, über Weihnachten oder Sylvester jenes Jahres zwei Tage in der tief verschneiten Sierra Guadarrama verbrachten. Seine zielstrebige Liebe hatte auch in anderen Dingen etwas Beharrliches: Er hatte als dilettierender, aber belesener Archäologe in der Schwäbischen Alp mit einigem Erfolg an den richtigen Stellen gegraben, zusammen mit einer sehr viel jüngeren Schülerin, von der er mit Bestimmtheit wusste, dass er sie, die damals noch ein Kind, ein junges Mädchen war, heiraten würde – Gudrun Vogelgsang, Mutter seiner fünf Kinder, war bis zu seinem Tod seine Gefährtin. Ebenso beständig war seine Liebe zum Land seiner Dichter: Von spanischen Preisgeldern erwarb er ein Haus in der Provinz Castellón. Dort verbrachten er und seine Frau den Sommer, dort wurde »an einem schönen Fleck«, wie sein Sohn sagt, seine Asche verstreut.

In der von Hildegard Grosche geleiteten Jury des Wieland-Preises begegneten wir uns in den siebziger Jahren wieder – bis wir ihn aus der Jury ausschließen mussten, weil wir 1979 unbedingt ihm für seine Übersetzung von Gedichten des mexikanischen Dichters Octavio Paz den Wieland-Preis geben wollten.

Freundliche Fügung des Schicksals

Fritz Vogelgsang übersetzte nicht nur spanische und lateinamerikanische Lyrik, sondern auch katalanische und altkatalanische Dichtung, so den Lyriker Salvador Espriu und den aus allen Rahmen fallenden dreibändigen *Roman vom Weißen Ritter Tirant lo Blanc* von Joanot Martorel – beides Erstübersetzungen ins Deutsche. Er war längst ein Gelehrter geworden. 1984 wurde ihm der Premio Nacional de Fomento de Autores Españoles, 1985 der Premio de Literatura Catalana verliehen, zwei Auszeichnungen, über die er sich besonders gefreut haben dürfte. Er erhielt weitere deutsche Übersetzerpreise, darunter 1991 den Johann Heinrich Voß-Preis. Aber es ist verwunderlich, dass er bei uns einer der großen unbekanntesten Übersetzer blieb, so wie es verwundert, dass die gegenwärtigen deutschen Romanisten, deren Vorläufern wir bedeutende Übersetzungen spanischer Literatur verdanken, ihn, den ungewöhnlichen Außenseiter, nie geholt, nie geehrt haben. Ihn selbst kümmerte dergleichen nicht. Er liebte seine Arbeit, die mit den Jahren sichtbar zu einem ungewöhnlich reichen und runden Lebenswerk wuchs. Eine ganz besondere, ihm gerecht werdende Ehrung ist der Nachruf, den einer seiner Verleger auf ihn schrieb, Egon Ammann.

Eine seltsame, freundliche Fügung des Schicksals wollte es, dass Fritz Vogelgsang, der einst auszog, Antonio Machado ins Deutsche zu übersetzen, kurz vor seinem Tod den fünften und letzten Band seiner Übersetzung der gesammelten Werke des spanischen Dichters abschließen konnte.

Helmut Frielinghaus

REZENSIONEN

Irène Kuhn: Antoine Bermans »produktive« Übersetzungskritik. Entwurf und Erprobung einer Methode. Mit einer Übertragung von Bermans »Pour une critique des traductions«, G. Narr Verlag, Tübingen, 2007, 209 S., 39 Euro

Der französische Sprachphilosoph und Übersetzer Antoine Berman (1942–1991) hätte längst verdient, im deutschen Sprachraum bekannt zu werden. Zum einen hat er sich jahrelang intensiv mit der deutschen Literatur und Philosophie der Romantik beschäftigt, wofür u.a. *L'épreuve de l'étranger, Culture et traduction dans l'Allemagne romantique* (Paris 1984, Neuaufl. 1995) steht, eine Auseinandersetzung mit »Kultur« und »Bildung« bei Herder, Goethe, Novalis, Humboldt, Schleiermacher und Hölderlin; zum anderen war gerade diese Beschäftigung entscheidend für Bermans Laufbahn und die Entwicklung einer eigenen Reflexion über das Übersetzen literarischer Werke.

Erfahrung des Fremden

Irène Kuhn hat mit o.g. Veröffentlichung diesem Mangel Abhilfe geschaffen. Der 1. Teil ist eine ebenso dichte wie klare Darstellung von Bermans Methode und Wirken, die zugleich in den 2. Teil des Buchs einleitet, nämlich Bermans »Projekt einer »produktiven« Übersetzungskritik« in der Übersetzung von Irène Kuhn, die sie dann im 3. Teil dieses Verfahrens auf mehrere deutsche Übersetzungen eines Baudelaire-Gedichts anwendet.

Antoine Berman, der sich früh zum Literaturvermittler berufen fühlt, lernt erst Englisch, dann Deutsch; 1967 veröffentlicht er einen Aufsatz über die Aufgabe der Lyrik sowie seine Übersetzung von Novalis' *Fragmente über Poesie*. In der zweiten Hälfte der 70er Jahre erscheinen Bermans erste Übersetzungen (zus. mit seiner Frau Isabelle) aus dem Spanischen (Roa Bastos, Arlt, Scorza). Ab 1982, nach einem Aufenthalt in Südamerika, entstehen erste bedeutende Aufsätze über das Übersetzen. Die Auseinandersetzung mit Lyrik, das Übersetzen selbst (ganz verschiedener Textgattungen) und die sich aus dieser Erfahrung nährenden Reflexion über das »übersetzerische Handeln« – »aus der Erfahrung das Denken«! – haben Bermans Lehre bestimmt und sich in zahlreichen Veröffentlichungen niedergeschlagen (vgl. die ausführliche Bibliographie am Ende des Buchs).

Diese Reflexion hat in Bermans produktiver Übersetzungskritik methodologische Gestalt angenommen. Übersetzen ist nach Berman zugleich Erfahrung der Sprachen und der Werke, Erfahrung des Fremden und seiner selbst. Unterschied und Verwandtschaft der Sprachen, Übersetzbarkeit bzw. Unübersetzbarkeit der Werke sowie »die zwei antagonistischen Möglichkeiten« des Übersetzens, »Wiedergabe von Sinn oder Wiedergabe des Buchstabens zu sein«, sind jeweils eigenständige Grunderfahrungen, die auf eine »trennende Struktur« hinweisen. Diese macht die als Hermeneutik verstandene *traductologie* zum Gegenstand systematischer Reflexion. Das so bezeichnete Wissensgebiet hat bestimmte Aufgaben zu erfüllen, die auch Bermans späteren theoretischen Entwurf einer produktiven Übersetzungskritik vorbereiten. Die wichtigsten seien hier als Fragen angerissen: Worin bestehen die deformierenden Faktoren des Übersetzens wie »Übertragungsfehler« und »Beschädigung« des Wortlauts bzw. die mangelnde Wiedergabe der Bedeutung? Was heißt »Achtung« des Buchstabens oder worin bestehen Ethik und Poetik der Übersetzung? Wie verhält sich eine Übersetzung zum implizit oder explizit zugrundeliegenden Übersetzungsprojekt? Was ist Zeitgebundenheit einer Übersetzung und der Reflexion über sie? Warum sind Übersetzer und Übersetzung blinde Flecken? Wie verhält sich die *traductologie* als Diskurs des Übersetzens zu Textkommentar und -kritik? Was bedeutet *traductologie* als institutionalisiertes und damit vermittelbares Wissen?

Produktive Übersetzungskritik aus Frankreich

Systematisch entfaltet wird dieser Ansatz im »Projekt einer ›produktiven‹ Übersetzungskritik«, das den ersten Teil von Bermans posthum veröffentlichtem Werk *Pour une critique des traductions: John Donne* (Paris, Gallimard, 1995) bildet. Im zweiten Teil dieses Werkes erprobt der Autor sein Verfahren an drei französischen und einer spanischen Übersetzung von John Donnes Gedicht »Going to Bed«. Einer vergleichbaren Übung unterzieht sich I. Kuhn am Ende ihres Antoine Berman gewidmeten Buchs anhand deutscher Übertragungen von Baude-laires Gedicht »Les petites vieilles« (W. Benjamin, S. George u.a.)

Ein spannendes, höchst anregendes Buch für jeden literari-schen Übersetzer!

Ulrike Bokelmann

Douglas P. Lyle: *CSI-Forensik für Dummies. Übersetzung Katrin Krips-Schmidt. Wiley-VCH Verlag, Weinheim, 2009. 400 S., 19,95 Euro*

Angesichts der Vielzahl an Krimis, Psychothrillern und CSI-Serien, bei denen die mutmaßlichen Täter mit immer raffinierteren Techniken ein Verbrechen zu vertuschen versuchen und das Ermittlungspersonal zunehmend spezialisierter und versierter auftritt, kann es nicht schaden, einmal einen ausführlicheren Blick in *CSI-Forensik für Dummies* zu werfen: und zwar auch oder gerade, wenn man sich sowieso schon als Übersetzer mit diesem Genre beschäftigt, denn die Fülle und Ausführlichkeit der Informationen, die dieser gut strukturierte Band bereithält, motiviert nicht nur Dummies zur Lektüre. Für die schnelle Orientierung sind ein ausführliches Inhaltsverzeichnis nebst Index ebenso gut geeignet wie die kurzen Gliederungen jeweils am Kapitelanfang, die genau darüber Auskunft geben, welche Fragen jeweils auf den folgenden Seiten beantwortet werden.

Arbeit im kriminalistischen Labor

Nicht zuletzt sind die vielen Querverweise sowie grafische Hervorhebungen durch Kästen und Icons, die z.B. auf genauere medizinische Erklärungen hinweisen, sehr hilfreich, um das Gesuchte schnell zu finden. Damit die Lektüre nicht zu trocken anmutet, werden immer wieder Beispiele für den Einsatz der jeweiligen Methode im wirklichen Leben gegeben oder Fallstudien kurz geschildert. Der Autor, selbst Kardiologe und Krimi-verfasser, der auch bei Fernsehserien wie *Law & Order* zu Rate gezogen wurde, geht dabei vom amerikanischen Rechts- und Ermittlungssystem aus. Deutsche Fachbegriffe, die den anderen Verhältnissen bei uns Rechnung tragen, finden sich häufig in Klammern anbei. Inhaltlich wird ein Bogen gespannt von den Grundprinzipien der forensischen Wissenschaft und den Funktionen des Gerichtsmediziners oder Coroners über einen genauen Blick, der auf die verschiedenen Arten von Beweisen und die Leiche geworfen wird, bis zur Darstellung der Arbeit in einem kriminalistischen Labor. Und *last but not least* verweist Lyle noch auf häufige Irrtümer, denen man aus dramaturgi-schen oder effekthascherischen Gründen in Romanen oder Filmen des Öfteren begegnet. Der Band muss nicht in einer bestimmten Reihenfolge gelesen werden und eignet sich daher als Handbuch bei der Suche nach einem Begriff oder Verfahren, auf das man im fremdsprachlichen Text stößt. An dieser Stelle sei auch noch etwas zu der Übersetzung und dem Lektorat des Titels gesagt: Leider merkt man der Übersetzung doch immer wieder an, dass sie eine ist: Satzbau, der das englische Original zu sehr durchscheinen lässt, und Ausdrücke, die ein sorgfältige-res Lektorat mit Passenderem ersetzt hätte. Dies trügt jedoch nicht über den positiven Grundeindruck hinweg, den die Re-zensentin bei der zur Handnahme dieses Titels für die eigenen Übersetzungen gewonnen hat.

Stephanie Kramer

Dietmar Hertel/Felix Mayer (Hg.): *Diesseits von Babel. Vom Me-tier des Übersetzens. SH-Verlag, Köln, 2008. 170 S., 19,90 Euro.*

Mit welchem Selbstverständnis arbeiten Übersetzerinnen und Übersetzer? Wie sehen Notizen einer Dolmetscherin aus? Wie kurios können Übersetzungsfehler sein? Diese und andere Fragen versuchen die Beiträge in diesem Sammelband zu beantworten. Die Aufsätze und Artikel von Roger Willemsen, Burckhardt Wolf und vielen anderen sind freilich von sehr unterschiedlicher Ausrichtung und Qualität, teilweise sehr unterhaltsam, gelegentlich auch trivial, zum Großteil aber auf-schlussreich, interessant, anregend.

Vom Metier des Übersetzens

In die drei Abschnitte des Bandes über »Grenzgänger zwischen Sprachen und Kulturen«, einen »Beruf mit tausend Facetten« sowie »Literarisches Übersetzen und Dolmetschen« sind kürze-re Porträts von Übersetzerinnen und Übersetzern, Dolmetsche-rinnen und Dolmetschern eingefügt, an deren Beispiel sich das Berufsfeld vortrefflich umreißen lässt.

Bis auf wenige unschöne Formulierungen wie – ausgerech-net im »Prélude« genannten Vorwort – die Rede von Menschen, die »ihre Gehirne vernetzen« (S. 9), ist der Band sorgfältig redi-giert und bezeugt, dass hier diejenigen am Werke waren, die mit und an der Sprache arbeiten. Arbeit an der Sprache, dies setzt jedoch voraus, anders als es Harald Weinrich in seinem Vortrag auf einer Veranstaltung zur »Zukunft der deutschen Sprache« fordert, Veränderungen von Sprache, die mit gesell-schaftlichen Veränderungen einhergehen, nicht mit einer kon-servativ ausgerichteten Sprachkritik zu kommentieren, sondern einen produktiven und kreativen Umgang mit den heutigen Lehnwörtern und den grammatikalischen Veränderungen in der deutschen Sprache zu finden. Sprache ist, wie auch Weinrich an dieser Stelle und ausführlich an anderer beschreibt, immer Wandlungen unterworfen, die auch der eifrigste Sprachpfleger nicht bremsen kann.

Eifrige Sprachpfleger

Die Ästhetik von Sprache misst sich auch daran, was mit ihr ausgedrückt werden soll. Wenn Dietmar Hertel präludiert, dass »Paarformulierungen« sperrig seien und auch das Binnen-I für die vorliegende Publikation nicht in Betracht käme (»Wir sind zuversichtlich, dass wir damit keine lebende Person ihrer per-sönlichen Weiblichkeit berauben.«), könnte dies eine Scheu vor Veränderungen ausdrücken – oder gar eine Abscheu?

Dass wer Brücken schlägt, manchmal auch zum Grenzwächter wird, gesteht Carl Amery. Ob Fährlleute oder Verräter, die zahlreichen Selbstbilder der Übersetzerinnen und Übersetzer sind vielfältig und widersprüchlich. Übersetzen (und Dolmetschen) ist mühsam, aufregend, auch machtvoll. Ein an-regendes Buch für die Selbstreflexion des Berufsstandes.

Regina Schleicher

WOLF HARRANTHS PC-RUBRIK

Heinzelmännchen für die Textwerkstatt

Vorgeplänkel in Stichwörtern: Welches Betriebssystem? Welche Textverwaltung? Alles vor Windows XP gehörte dringend ersetzt. XP wird nicht mehr unterstützt, läuft aber noch auf Millionen Rechnern. Vista war ein Flop und wird von Microsoft raschest möglich »vergessen«. Windows 7 ist erstaunlich brauchbar, somit empfehlenswert. Wer noch die kostenlose Beta-Version heruntergeladen hat, ist mit dieser durchaus stabilen Lösung bestens bedient. Wer schwarz brennt, wird büßen, denn die Kontrolle, ob es sich um eine legal erworbene Fassung handelt, wird immer raffinierter und schlägt früher oder später zu. Das gilt auch für das Office-Paket. Daher gleich zuschlagen: Bis März 2010 gibt es kostenlos das neue Office 2010 Beta (natürlich auch mit MS Word) zum Download bei: <http://www.microsoft.com/de/de/default.aspx>. Das sind 1,5 GB legal zum Nulltarif. Einer der größten Vorteile für unsere Zufut: Man kann im Internet interaktiv in Echtzeit Textdateien bearbeiten. Das ermöglicht den Dialog oder Gruppensitzungen, und man kann parallel in den Text selbst eingreifen und Kommentare chatten. Natürlich bietet sich nach wie vor als Alternative zu den Fenstern von Wilhelm Gatter (Wilhelm who? – Ach so!) Open Office an <http://openoffice.org>, das es auch für den Apfelrechner gibt.

(Apropos Bill Gates – aha, jetzt dämmert es den Lesern, die über den Wilhelm stolperten: Geben Sie doch einmal in Google gleich in der Suchmaske ein Wort ein und das gewünschte Sprachenpaar, also z.B. gate englisch deutsch. Praktisch, hm? Oder wenn man nach Synonymen sucht: Entweder die Heimatseite <http://www.dict.cc> oder gleich die Suchanfrage in den Link einbauen: <http://www.dict.cc/englisch-deutsch/gate.html>. Jetzt aber endlich zu den Heinzelmännchen vom Dienst:

Der Konvertier-Assistent in Office

Wer sich und seine Daten halbwegs zukunftsicher (ab)sichern will, wandelt Textdateien ins universelle .rtf-Format. Und überhaupt: Dateien aller Art aus dem und in das Word-Format – auch Webseiten und andere Problemkinder – wandelt, einzeln und tutti quanti (apropos für Frankophile: <http://woerterbuch.reverso.net/franzosisch-deutsch/tutti%20quanti>) der Stapelkonversionsassistent: In Word Datei/Neu anklicken, in das Register Sonstige Dokumente wechseln und dort den Assistenten starten (Falls am rechten Rand das blaue Feld auftaucht:

Impressum

Übersetzen (ehemals »Der Übersetzer«) erscheint halbjährlich.

Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e.V. (VdÜ)

in Zusammenarbeit mit der Bundessparte Übersetzer des VS in ver.di, Paula-Thiede-Ufer 10, 10179 Berlin.

Bankverbindung: SEB AG Bank Berlin, Konto 1619848500, BLZ 10010111.

Redaktion (verantwortlich): Dr. Sabine Baumann, Obermainanlage 21, 60314 Frankfurt am Main

Dr. Stephanie Kramer, Danziger Straße 52, 10435 Berlin

Rezensionen: Anke Burger, 4646 Rue de la Roche,

Montréal QC H2J 3J6, Kanada

Abonnements: Maike Dörries, Eichelsheimer Str. 6, 68163 Mannheim

Layout: Christoph Morlok, Heidelberg

Gestaltung Umschlag: Rimini Berlin

Druck: Druckkollektiv Gießen

ISSN 1868-6583

Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Die Redaktion behält sich Kürzungen vor. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe.

Redaktionsschluss

Heft 1 (erscheint im April): 31. Januar

Heft 2 (erscheint im Oktober): 31. Juli

via Vorlagen / Auf meinem Computer / Sonstige Dokumente). Nun wählt man aus, welche Formate konvertiert werden sollen, in welchem Ordner die Dateien liegen und in welchen Ordner sie alle oder eine Auswahl gespeichert werden sollen.

Funktioniert nicht? Dann müssen Sie das Programm nachträglich von der Office-CD installieren. CD einlegen, beim Setup Features hinzufügen oder entfernen wählen, unter Word für Windows zu den Assistenten und Vorlagen gehen, das Rechteck bei Weitere Assistenten anklicken, Vom Arbeitsplatz starten lassen und Aktualisieren. – Leider gibt es dieses und viele weitere Helferlein nicht mehr ab Word 2007.

Hilfe für Umsteiger von Word 2003 auf Word 2007

Da hat man seine Weichware endlich im Griff – und jetzt ist alles neu! Wer von Word 2003 auf Word 2007 umgestiegen ist, hat oft Probleme die Schaltflächen und Befehle zu finden. Abhilfe schafft entweder der anschaulich bebilderte Vergleich bei <http://office.microsoft.com/assistance/asstvid.aspx?assetid=XT100766331031&vwidth=1044&vheight=788&type=flash&CTT=11&Origin=HA100744321031> oder die Dokumentation bei <http://office.microsoft.com/de-de/word/HA100744321031.aspx> oder die Info bei <http://www.zdv.uni-mainz.de/3194.php#top>

Bei dieser Gelegenheit: Wie man mit einem Klick alle Befehle und Tastenkombinationen von Word 2007 auf der Schnellzugriffsleiste angezeigt bekommt, das ist nur einer von vielen Heinzelmännchen-Tipps bei: <http://www.zeitblueten.com/news/1428/symbol-in-word/>

Office Word 2007: Dateien als PDF speichern

Office 2007 bietet diese Möglichkeit in der Standardversion nicht an, doch gibt es dafür ein kleines Hilfsprogramm: Bei Start auf die Schaltfläche Office klicken, Speichern unter auswählen und über den Punkt PDF oder XPS das angesprochene Programm herunterladen. Achtung: Das führt über das Download Center von Microsoft, und erst mal wird (automatisch!) geprüft, ob eine legale Lizenz besteht. Die Installation startet automatisch. Von nun an kann man bei Speichern unter auch PDF oder XPS auswählen. – Hat nicht funktioniert? Dann halt über den langen Link <http://www.microsoft.com/downloads/details.aspx?familyid=4d951911-3e7e-4ae6-b059-a2e79ed87041&displaylang=de>

Word 2003: Dateien in Word 2007 öffnen

.docx-Dokumente zu .doc zu wandeln, ist mühsam (umgekehrt natürlich geht's). Man benötigt entweder von Microsoft den Konverter Patch: <http://www.microsoft.com/downloads/details.aspx?familyid=941b3470-3ae9-4aee-8f43-c6bb74cd1466&displaylang=de> oder leistet sich das kostenpflichtige <http://zamzar.com/docx-converter.com/docx2doc.com>

Jede Woche neue Word-Tipps

gibt es leider nicht hier bei Übersetzers, aber gratis* und franco beim Computerratgeber von Berlin.de: <http://www.berlin.de/special/computer-und-handy/computer/ratgeber/1023212-909333-4b13910a.html>

*Gratis gratis und mehr übersetzen in allerlei Sprachen: www.woxikon.de

PS: Wer yours truly und sich selbst eine kleine Freude machen will, schaut rein bei www.orbitpress.at/stammel
Das Projekt: Hauptschüler, also angeblich Dummis, schnappen sich eine Gratis-Zeitung und lernen aus den Fehlern der Damen und Herren Journalisten Deutsch.

Dieser Beitrag online: www.orbitpress.at/wolfharranth/download/heinzelmännchen.doc

Kontakt: Wolf Harranth harranth@dokufunk.org